

F. H.
18
6

IX 6

ch i
d

Die
glückliche Nation,
oder
Der Staat von Felizien.

Ein Muster
der vollkommensten Freyheit
unter der unbedingten Herrschaft der
Gesetze.

Aus dem Französischen,

Zweyter Theil.

Leipzig, 1794.
bey Voss und Compagnie.



Die glückliche Nation,
oder
Beschreibung der Staatsverfassung
bey den Feliziern.

Zweyter Theil.



Die Geschichte des

270

1891

11051

Siebenzehntes Kapitel.

Ueber den öffentlichen und unentgeltlichen Unterricht bey den Feliziern; namentlich von den Wahrheiten der Moral, und des religiösen Glaubens, welche in ihren Schulen gelehrt werden.

Felizien ist mit öffentlichen Lehranstalten sehr reichlich versehen; jede Stadt, jeder Flecken hat nach Verhältniß der Bevölkerung eine oder mehrere Freyschulen. Ueberall findet man öffentliche Gebäude, die durch das, am Eingange derselben befindliche, allegorische Sinnbild sogleich bey dem ersten Anblick ihre Bestimmung zum Unterricht der Jugend verkündigen. Man erblickt nämlich über der Thüre derselben in halberhabener Arbeit einen Chymisten,

neben einem mit rohen Fossilien angefüllten Schmelztiegel. Er ist eifrig beschäftigt, das unter demselben befindliche Feuer anzufachen, um das rohe Metall aus den edeln Aerzen zu scheiden. Das gewonnene reine Gold fließt aus einer, am Boden des Schmelztiegels angebrachten Oeffnung in das daneben stehende Gefäß. Dieser Chymist, das Sinnbild der Wissenschaft, soll es einem Jeden recht lebhaft veranschaulichen, wie sehr wir ihrer zu unserer Vervollkommnung bedürfen; wie unentbehrlich nothwendig wissenschaftliche Ausbildung zur Erlangung der Weisheit sey; wie sehr sie unsere Leidenschaften läutere und von allem reinige, was unserm wahren Glücke zuwider ist. —

Was heißt aber bey den Feliziern Wissenschaft? was verstehen sie unter wissen-

schaftlicher Ausbildung, von welcher man bey ihnen so heilsame Folgen erwartet? Wollte man sich begnügen, die Menschen lediglich positive Vorschriften der Moral zu lehren, ohne ihren Verstand mit den ersten Grundsätzen derselben bekannt zu machen, ohne sie mit jenen Wahrheiten vertraut werden zu lassen, aus welchen alle diese Vorschriften herfließen, so würde man blos ihr Gedächtniß mit mechanischen Regeln anfüllen, und ihren organischen Instinkt, ungefähr eben so wie bey vernunftlosen Thieren, ausbilden. Das hieß aber nicht die Menschen als vernünftige Wesen behandeln, als Wesen, die bestimmt sind, den Grund der Dinge einzusehen, und nach anerkannten Principien zu handeln. Ohne diese Einsicht in die Ursachen der Dinge, und ohne Aufmerksamkeit auf das Verhältniß, in dem wir zu ih-

nen stehen, ist auch kein Bewußtseyn unserer Pflichten denkbar. Immer würde dem Menschen jene innige Anhänglichkeit an die Vorschriften der Moral fremd bleiben, die ihm ihre Beobachtung zum wahren Vergnügen macht. Ein so oberflächlicher Unterricht liefs also unsern Verstand ohne Ausbildung, und könnte folglich auch unsern Handlungen nicht die gehörige Richtung geben. *)

Die Herrschaft der Tugend, welche man an den Feliziern so hoch schätzt, gründet sich unmittelbar auf die bey ihnen allgemein anerkannten Maximen, die sie zur Tugend hinführen, und ihnen deutlich zeigen, warum sie so und nicht anders

*) Unwissenheit macht aus den Menschen wilde Rosse; ein oberflächlicher Unterricht macht sie zu Papageyen.

handeln sollen. Diese Maximen sind um so unveränderlicher, je mehr sie durch die Rückwirkung der, von ihnen zuvor dictirten, Gesetze befestigt und unterhalten werden; je wirksamer der Einfluss einer Regierungsform ist, deren ganze Organisation auf Veredlung der Unterthanen abzweckt. So wahr ist es, daß in der moralischen so wohl als in der Körperwelt alles nach einer Kette wechselseitiger Wirkungen, bey denen man Kraft und Gegenkraft nicht sorgfältig genug berechnen kann, hervorgebracht wird. Die Ursachen vervielfältigen sich durch ihre Wirkungen: jede Wirkung ist ein neues Glied in der Kette hervorbringender Ursachen.

Es würde mir leid thun, wenn man über die Bemerkung ohne weiteres Nachdenken wegeilen wollte, daß die Organisat-

tion der felizischen Staatsverfassung auf Veredlung der Unterthanen abzwecke. Denn hier bestätigt sich das bekannte Sprichwort: *Regis ad exemplum totus componitur orbis*: — Wie die Regierung, so das Volk. Das vielfache Ungemach, womit entartete Menschen unter einer fehlerhaften, verdorbenen Staatsverfassung überhäuft sind, muß in ihnen unausbleiblich allen Gemeingeist und jeden Keim der Tugend ersticken. Diese Art von allgemeiner Nationalerziehung wird die besondere häusliche Erziehung allezeit unterdrücken. Ganz anders ist es dagegen bey einer guten, gerechten und weisen Staatsverfassung, welche sich mit der häuslichen Erziehung zur Veredlung des Menschen vereinigt. Hier muß der Unterthan tugendhaft werden, denn er sieht sich bey allen seinen Angelegenhei-

ten auf die Tugend hingewiesen. Ausser dem allegorischen Bilde über der Hauptthür einer jeden öffentlichen Schule, befindet sich auch in jeder Lehranstalt eine beträchtliche Gallerie der besten Copien von den herrlichsten Gemälden, welche für die Nationalversammlung und das Gubernatorium zu Vandavator in einer überaus grossen und prächtigen Rotunda befindlich sind. Der Zweck aller dieser Gemälde ist öffentlicher Unterricht; ich werde sie in einem besondern Kapitel ausführlich beschreiben.

Die Felizier sind nicht so glücklich, von einer Offenbarung erleuchtet zu werden; ihre philosophische Religion und Moral gründet sich lediglich auf natürliche Einsicht. Sie sind aber demungeachtet im Besitz aller jener grossen Wahrheiten,

zu welchen sich nur jemals die Vernunft aus eigenen Kräften erheben konnte.

Leider ist der Verstand aller Menschen in gewisse Gränzen eingeschränkt, die er nie überschreiten kann. Die Felizier, unbekannt mit dem, was uns die Gottheit geoffenbart hat, mußten daher, wie andere Philosophen, zu Wahrscheinlichkeiten ihre Zuflucht nehmen, und die Lücke mit Systemen ausfüllen, wozu die Einbildungskraft allein die Materialien geliefert hatte. So unsicher diese Systeme auch scheinen dürften, so stehen sie doch in keinem Betracht mit denjenigen Wahrheiten in Widerspruch, welche man allgemein für erwiesen hält, und die daher auch durchgehends in allen ihren Schulen gelehrt werden. Uebrigens macht man die Jugend mit diesen Systemen immer nur unter der Bemerkung be-

kannt, daß es blos wahrscheinliche Vermuthungen seyen, die man, ohne der Sittlichkeit Eintrag zu thun, nach Belieben annehmen oder verwerfen könne.

Die erste von diesen allgemein anerkannten Wahrheiten, und die sie für die Quelle aller übrigen halten, ist ihre Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes, eines höchsten Wesens, des Urhebers aller Dinge. Die Beweise dafür nehmen auch sie aus dem grossen Schauspiel der Natur her, welches sich Tag und Nacht unserm Auge darbietet. Sie berufen sich auf die wunderbare Ordnung, welche im Ganzen des Weltalls sowohl, als in jedem seiner einzelnen Theile beobachtet wird, besonders aber auf den erstaunenswürdigen Mechanismus des Menschen, der ihnen für sich eine kleine Welt zu seyn scheint. Sie haben aber auch, wie wir, an-

dere schärfere; auf unsere doppelte Natur und unsern endlichen Ursprung gegründete Beweise. Wir konnten uns, sagen sie, das Daseyn nicht geben, bevor wir selbst existirten, noch uns das Licht der Vernunft anzünden, bevor wir selbst vernünftige Wesen waren; beides also, Daseyn und Vernunftmäßigkeit, haben wir einer ersten, verständigen Ursache zu danken, welche alles durch sich selbst ist und von sich selbst hat, einem Urheber, der sich von uns, wie der Künstler von seinem Kunstwerke, unterscheidet. *)

Das Wort Schöpfer hat bey den Felizitiern nicht ganz die Bedeutung, in wel-

*) Thales antwortete einst dem ägyptischen Könige Amasis auf die Frage, wem das höchste Alter beygelegt werden müsse: „Keinem Wesen, als der Gottheit selbst, denn diese ist ohne allen Anfang.“

cher es die Offenbarung braucht: sie verstehen darunter nicht eine Kraft, welche Alles aus Nichts gemacht habe, sondern Schöpfung heisst bey ihnen Bildung des Weltalls, Anordnung und Verbindung der einzelnen Theile dieses grossen Ganzen, Festsetzung der unwandelbaren Ordnung, nach welcher es sich erhält. Diefs genügt ihnen zur Bestimmung des Begriffs vom Urheber dieses grossen Meisterwerks. Schöpfung, im eigentlichsten Sinne des Worts genommen, scheint ihnen indess weit philosophischer zu seyn, als die Annahme einer von Ewigkeit her existirenden leblosen Materie, die durch sich selbst nichts vermag, und nur derjenigen Bewegungen und Formen fähig ist, die sie durch äussere Kraft erhält. „Wenn wir,“ sagen sie, „erwägen, was schon unser „endlicher Geist durch's Denken vermag,

„so sehr er sich auch durch seine Verei-
 „nigung mit dem Körper beschränkt fühlt,
 „sokönnen wir uns nicht enthalten, zu
 „glauben, dafs der Gedanke der Gottheit
 „zur Bildung aller Wesen hinreichend ge-
 „wesen sey; dafs in ihm gleichsam der
 „Urstoff des Weltalls gelegen habe. Gott
 „ist der Schöpfer unsrer Vernunft, einer
 „Kraft von weit edlerer Art, als Alles;
 „was Materie ist; warum sollte er nicht
 „auch der Schöpfer der Materie seyn?“ *)

*) Einige Schriftsteller sagen, es gebe in der Natur nichts als Materie und Bewegung. Aber was heisst denn Bewegung? Wir bemerken an ihr bloß die Wirkung, niemals aber die Kraft, welche sie hervorbringt und leitet. Im Augenblick, da ich jetzt schreibe, ist meine Feder in Bewegung; ist aber diese Bewegung und die Kraft, welche sie hervorbringt und leitet, eins und dasselbe? Zuverlässig weiß meine Feder und ihre Bewegung nichts von dem, was sie thun; aber die Kraft, welche sie in Bewegung setzt, weiß es gewiß. Wie kann sie

Die Einheit Gottes gehört zu den vornehmsten Glaubenslehren der Felizier. Zwey Götter annehmen zu wollen, halten sie für einen offenbaren Widerspruch.

es aber wissen? wie kann sie die Feder gehörig leiten, wenn sie vernunftlos wäre? Wollte jemand diese Bemerkung bestreiten, so gebe er sich nur Mühe, zu untersuchen, ob die Bewegung, die er macht, um mir zu antworten, ohne seinen Willen entsteht, oder ob sie sich nicht vielmehr ganz nach seinem Willen richtet. Man muß daher auch in der Natur außer Materie und Bewegung eine regelmäßige Kraft annehmen, nach welcher die Bewegungen in derselben vor sich gehen. Alle Bewegungen, alle Veränderungen in der Natur erfolgen nach bestimmten, zweckmäßigen Gesetzen. Selbst das, was uns als Unordnung erscheint, ist die schönste Ordnung, so wenig wir sie auch darinnen zu finden glauben, weil sich vielleicht unsre kleinlichen Angelegenheiten dabey beeinträchtigt finden, oder weil wir den lächerlichen Stolz haben, zu glauben, die ganze Natur müsse sich mit ihnen allein beschäftigen, und alles sey nur dazu bestimmt, unsern Launen und thörichten Einfällen zu frohnen.

Einer würde durch den andern beschränkt, einer von dem andern abhängig, folglich keiner von Beiden wirklich Gott seyn.

Was die Natur dieses erhabensten Wesens betrifft, so sind sie überzeugt, daß man sich nur aus seinen Werken einen Begriff von derselben bilden kann. Seine Werke zeigen sowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen Theilen, eine Macht und Weisheit, welche die Gränzen unserer Denkkraft übersteigen, und die wir nur staunend anbeten können. *)

„Du bist also kein Gott, denn
 „du fügst den Menschen Böses
 „zu:

*) Als man in den Dichter und Weltweisen Simonides drang, daß er sagen möge, was die Gottheit sey, so antwortete er: „Je mehr ich über diesen Gegenstand nachdenke, desto mehr fühle ich, wie sehr er mein Fassungsvermögen übersteiget.“

„zu:“ sagten die Scythen zu dem Eroberer Asiens. Von wem mochten wohl diese rohen Völker eine so erhabene Wahrheit gelernt haben? Von einer innern Stimme aus dem Grunde unsers Herzens, die uns nicht täuschen kann, denn sie kömmt von Gott. Sie sagt uns, daß derjenige, welcher unendlich mächtig und unendlich weise ist, auch unendlich gerecht und unendlich gut seyn müsse. Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit sind daher den Feliziern zwei Vollkommenheiten, die den nach seinem Ebenbild geschaffenen Wesen beständig zum Ziel dienen müssen. Sein Ebenbild tragen aber alle Wesen, welche er mit Vernunft begabt, welchen er die Fähigkeit gegeben hat, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden.

Bey der nähern Entwicklung des Verhältnisses, in welchem unser Verstand zu der von ihm erkennbaren Gerechtigkeit steht, bemühen sich die Felizier ferner zu zeigen, daß sie die Basis aller übrigen Tugenden sey. Nichts kann uns zum Ruhme gereichen, was der Gerechtigkeit entgegen steht; in ihr liegt der erste Grund aller unsrer Pflichten, aller unsrer Rechte, und unsrer ganzen Moral.

Wenn wir unsere Pflichten lieben und verehren sollen, so müssen wir einsehen, daß sie insgesamt in unsrer Natur gegründet sind, daß sie die göttliche Weisheit ohne Ausnahme als Mittel angeordnet hat, durch die wir auf Erden aller Glückseligkeit theilhaftig werden, deren unser Geschlecht nur immer fähig ist. Diese große Wahrheit beweist zugleich,

dafs Gott unendlich gut, unendlich wohlthätig seyn müsse.

Wenn sie solchergestalt die einzelnen Pflichten des Menschen entwickelt, ihre Nothwendigkeit und die daraus herfließenden heilsamen Folgen erörtert haben, so führen sie sie insgesamt auf den obersten Grundsatz zurück: Handle Andere, wie du wünschest von ihnen behandelt zu werden; sey ihnen eben das, was sie dir seyn sollen. Dieß ist bey den Feliziern das erste und unwandelbare Moralgesez vernünftiger, zum gesellschaftlichen Leben bestimmter Wesen. In der That, eine Moral auf diesen Grund erbaut, ist unsrer geistigen Natur so ganz angemessen, dafs jeder Mensch, so eingeschränkt auch seine Seelenkräfte seyn mögen, die Wahrheit und

Wohlthätigkeit derselben nie verkennen kann. *)

Die nächste, überaus erhabene Folgerung, welche sie aus dieser allgemeinen Moral herleiten, ist die, daß Wohlthätigkeit zur Gerechtigkeit gehöre, und für uns eine wahre Pflicht sey. In Gemäßheit dieses Grundsatzes wird in ihren Gesetzen und in den öffentlichen Schulen derjenige für einen Mörder erklärt, welcher einen Menschen in dringender Gefahr sieht, aus der er ihn, ohne Aufopferung seines eigenen Lebens, retten könnte, und doch die Grausamkeit hat, ihn ohne Rettung zu lassen. Doch dieß Gesetz

*) Die Leser werden bereits im 13. Kap. überzeugt worden seyn, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit dieser Moral eben so gut bey ganzen Nationen, als unter einzelnen Menschen gegenseitig stattfindet.

brauchte nicht einmal in dem Codex der Felizier aufgenommen zu seyn; es steht schon mit unvertilgbarer Schrift in ihren Herzen. *)

Diesem Strafgesetze steht eine andere Verordnung zur Seite, nach welcher derjenige eine goldene Kette erhält, welcher das Leben eines Menschen mit offenkundiger Gefahr seines eigenen gerettet hat. Ist er ein Plebejer, so wird er überdies, ohne vorgängige Prüfung, unter die activen Staatsbürger aufgenommen; ist er bereits activer Staatsbürger, so erhält er die Würde eines Notablen; den Notablen erhebt seine That um eine Generation, gewährt

B 3

*) Wohlthätigkeit ist schuldige Gerechtigkeit! O Brüder, welcher erhabene Grundsatz! Thät' ein jeder nur den vierten Theil von dem Guten, was er wirken kann, so würden wir bald das goldne Zeitalter bey uns verwirklicht sehen.

folglich ihm und seiner Familie den Vortheil, daß er um so eher unter die Sideristen aufgenommen werden kann. Bey den Sideristen endlich wird durch eine solche That das Alter ihres Adels um ein Jahrhundert vermehrt.

Diese Anordnungen gehen jedoch nur auf Vorfälle in Friedenszeiten; wer dagegen in der Schlacht dem Andern einen solchen Dienst erwiesen hat, erhält die Kriegsmedaille zur Belohnung. Diese vertritt die Stelle der bey den Römern in gleichen Fällen gebräuchlichen Bürgerkrone, mit deren Erhaltung glänzende Vortheile verbunden waren.

Da sie ihre Moral für eine allgemeine, dem ganzen Menschengeschlecht gegebene Moral halten, so haben sie auch hieraus gefolgert, daß durch dieselbe

ganze Nationen unter einander nicht weniger als einzelne Bürger unter sich verbindlich werden, und daß sie bey allen Völkerschaften die Basis ihrer Politik seyn müsse. Aus diesem Grunde wird auch der Staat von Felizien, ob er gleich das mächtigste Reich des festen Landes ist, von keinem seiner Nachbarn besorglich gefürchtet. Sie hegen vielmehr gegen ihn ein so ehrenvolles Vertrauen, daß er bey allen Zwistigkeiten, die unter ihnen entstehen, zum Schiedsrichter erwählt zu werden pflegt.

Die Lehre von den Rechten wird in den felizischen Schulen eben so deutlich vorgetragen, als die Lehre von den Pflichten. Sie nehmen nur ein einziges Unrecht an, nämlich das Recht des Eigenthums. Alle übrige Rechte sind Ausflüsse dessel-

ben; es kann in gesellschaftlichem Zustande allein wirklich stattfinden, ausser demselben ist es so gut als nicht vorhanden.

Das Recht des Eigenthums, als ein Recht, die Dinge zu brauchen, setzt nothwendig auch die Freyheit zu brauchen voraus. Da es uns nun aber nicht freygelassen seyn kann, diejenigen Sachen zu brauchen, von denen wir nicht Eigenthümer sind, oder durch den Gebrauch unserer Sachen das Eigenthumsrecht Anderer zu beeinträchtigen; so erhellet hieraus, dafs das Recht des Eigenthums, jene gegenseitige zum Wesen desselben gehörige Freyheit, die Rechte eines jeden Bürgers abwägt und bestimmt. Wollte ich mich weiter über diese Materie verbreiten, so würde ich nur dasjenige wieder-

holen müssen, was bereits im vierten Kapitel vorgekommen ist.

„Alle Vergehungen, wodurch wir uns selbst schaden, sind Laster; Verbrechen hingegen sind die, welche Andern schaden; Tugend aber ist das, was Jedermann Vortheil bringt.“ Diese allgemeinen Sätze sind die Resultate der Untersuchung, welche ihr Buch von den Rechten und Pflichten aufstellt. In demselben wird am Ende bewiesen, daß die Gesetze der Constitution und Organisation des felizischen Staats, der Freyheit die größtmöglichste Ausdehnung geben. „Die Pflichten,“ heist es in demselben, „welche sie uns auflegen, sind unnachlässige Vorschriften, welche auf der Natur der Dinge, auf Gerechtigkeit, mit einem Worte, auf dem unwandelbaren Willen des höch-

sten Wissens beruhen. Unter solchen Gesetzen lebt man im Reiche der Vernunft, dem einzigen, welches als göttlichen Ursprungs vernünftigen Wesen angemessen ist, dem einzigen, das uns alle Glückseligkeit gewährt, deren wir nur fähig sind.“ Solche Wahrheiten so vorgetragen, müssen jeden Felizier überzeugen, wie sehr es sein eigener Vortheil erheische, ein treuer Unterthan und beherzter Vertheidiger der Gesetze zu seyn.

Man wird erwarten, daß die Felizier in ihren öffentlichen Unterricht dasjenige als Dogmen, als bewiesene Wahrheiten einflechten, was sie über die doppelte Natur des Menschen, über das Unterscheidende desselben von dem vernunftlosen Thiere, über die Würde unsers Geschlechts und über die Verhältnisse denken, in denen wir zur

Gottheit stehen; was sie in Ansehung der Unsterblichkeit unsrer Seele hoffen, und über ihren Zustand im künftigen Leben ahnen. Da jedoch das Licht der Vernunft die Gegenstände der Offenbarung nicht erhellet, so haben sie, wie ich bereits bemerkt habe, über diese Gegenstände ein System ersinnen müssen, welches bey dem öffentlichen Unterricht durchgehends angenommen wird. Die Vollständigkeit erfordert es, daß ich meinen Lesern einen allgemeinen Begriff von demselben zu machen suche.

„Alle Planeten, alle jene leuchtende
 „Körper, womit das unermessliche Firmament besäet ist; sowohl diejenigen, welche sich merklich bewegen, als die, welche ihren Standort nie zu verlassen scheinen, sind bewohnte Weltkörper, und das
 „ganze Universum ist demnach mit vernünft-

„tigen Wesen bevölkert, die unaufhörlich
 „den Ruhm ihres Schöpfers verkündigen.

„Jeder Weltkörper wird, wie der uns-
 „rige, nach einem besondern System re-
 „giert. Ihrer zahllosen Menge und un-
 „nennbaren Mannichfaltigkeit ungeachtet,
 „stehen sie doch mit einander in der regel-
 „mäßigsten Verbindung, sind auf das ge-
 „naueste mit einander verkettet, und ma-
 „chen in der Hand des Allmächtigen, der
 „sie zusammengestellt und geordnet hat,
 „ein einziges Ganze aus. *)

„Diese Weltkörper sind zu Wohnungen
 „bestimmt, welche unsern Seelen nach und
 „nach angewiesen werden. So oft sie zu
 „einer solchen Art ihres vorübergehenden

*) Ich glaube nicht, daß es dem menschlichen Ver-
 stande möglich sey, sich von der Schöpfung einen
 erhabnern Begriff zu machen.

„Aufenthalts gelangen, werden sie mit neu-
 „en Körpern bekleidet, die aus ihnen neue,
 „der veränderten Wohnung angemessene
 „Wesen machen. Sie behalten jedoch das
 „Andenken aller guten und bösen Thaten,
 „die sie in ihren vorigen Stationen began-
 „gen haben. Mit dieser Erinnerung ist eine
 „deutliche Erkenntniß der Meynungen ver-
 „bunden, welche sie von sich erregt haben,
 „folglich auch eine anschauliche Erkennt-
 „niß von dem Urtheile, welches über ihr
 „voriges Leben gefällt werden muß.“

Es ist unglaublich, wie mächtig diese Vor-
 stellungen auf jeden Felizier wirken, wie
 sehr sie ihn der Tugend ergeben und, wenn
 er ein reines Gewissen hat, gegen den Tod
 furchtlos machen. Man kann von ihm als-
 dann in der That sagen: *et si fractus*
illabatur orbis, inpavidum ferient
ruinae.

„Die Glückseligkeit, deren unsre See-
 „len in den verschiedenen Orten ihres Auf-
 „enthalts theilhaftig werden, bleibt nicht
 „immer dieselbe. Die Vollkommenheit,
 „zu der sie bestimmt sind, vermehrt sich,
 „so wie sie aus einem Weltkörper in den
 „andern übergehen; und nach dem Grade
 „dieser zunehmenden Vollkommenheit,
 „wird ihnen auch ein mehr oder minder
 „glücklicher Wohnplatz angewiesen. So
 „gehen sie aus einer Welt in die andere
 „über, und gelangen endlich zu einer letz-
 „tern, deren Bewohner so vervollkomm-
 „net sind, daß sie der Seligkeit genieß-
 „sen, mit der Gottheit in unmittelbarer
 „Gemeinschaft zu stehen.

„Aufser dieser Stufenleiter giebt es
 „jedoch noch einen andern Weltkörper,
 „der besonders zur Aufnahme und Bestra-

„fung lasterhafter Seelen bestimmt ist;
 „Hier werden diese Unglücklichen in den
 „ersten Zustand der Menschen zurückge-
 „setzt, leben ohne Gesetze und Regie-
 „rung, und sind bald ein Raub der Anar-
 „chie, bald ein Raub des Despotismus;
 „Die moralische Unordnung, als eine un-
 „mittelbare Folge der bürgerlichen, macht
 „sie so sehr zu Sklaven ihrer Leiden-
 „schaften, daß sie sich unaufhörlich pla-
 „gen und gegenseitig verfolgen.

„Da wir uns keines Daseyns erinnern
 „können, das wir vor dem Leben auf die-
 „ser Erde genossen hätten, so ist es wahr-
 „scheinlich, daß unsere Erdkugel in der
 „Kette der Welten den ersten Ring aus-
 „macht, und daß wir bestimmt sind, sie
 „insgesamt mit mehr oder weniger Ge-
 „schwindigkeit zu durchlaufen, je nach

„dem wir in unsern vorigen Stationen
 „mehr oder weniger tugendhaft gewor-
 „den sind. *)

„In dieser Voraussetzung dürfen wir
 „uns keinesweges beklagen, daß Gott für
 „das Menschengeschlecht nicht mehr ge-
 „than habe; man frage vielmehr, warum
 „that er nicht weniger für uns? Wenn er
 „uns eben so empfindungslos geschaffen
 „hätte, wie unsre Nägel und unsre Haare,
 „so

*) Man macht gegen dieß System den Einwurf, daß viele Kinder in einem Alter sterben, wo ihre Handlungen weder verdienstlich noch strafbar genannt werden können; aber die Felizier geben darauf zur Antwort: „Vergebens würden wir den Rathschluß des Ewigen erforschen wollen. Genug, daß wir wissen, er sey eben so gütig als er gerecht ist. Das Loos derjenigen Seelen, welche unbefleckt zu ihm zurückkehren, darf uns nicht besorgt machen.“

„so würden wir zwar von der Empfindung des Schmerzes nichts wissen; aber auch angenehme Empfindungen würden uns fremd seyn, und unsre Seele entbehrte alle Ideen, die wir durch die Sinne erlangen, blieb folglich für unser gegenwärtiges Daseyn ohne alle Thätigkeit.

„Wir müssen zwar zugeben, daß uns Gott bloß für das Vergnügen empfänglich, gegen schmerzhaftige Empfindungen aber unempfindlich habe schaffen können; allein in einem solchen Zustande wären wir nicht mehr Menschen; wir gehörten zu einem andern System als das ist, welches für unsern Planeten und alle seine Bewohner bestimmt war. Der Begriff, den wir uns von der göttlichen Weisheit machen müssen, läßt uns nicht zweifeln, daß unsere Welt in dem

„großen Plane der Schöpfung blös einen
 „kleinen Zweig von dem allgemeinen Sy-
 „stem ausmache, nach welchem der All-
 „mächtige das ganze unermessliche Weltall
 „anordnete.*)

„Dies wunderbare Ganze wird euch,
 „ihr Sterblichen, für immer ein undurch-
 „dringliches Geheimniß bleiben. Wie
 „könnte es auch anders seyn? ihr habt

*) Man muß sich hierbey erinnern, daß den Feli-
 ziern das Licht der Offenbarung nicht leuchtet,
 wodurch allein der Nebel, in welches dieses Rai-
 sonnement noch gehüllt ist, zerstreut werden
 kann. Ich stelle hier bloß deswegen einen Theil
 ihres religiösen Systems auf, um dadurch zu zei-
 gen, wie weise sie sind, und wie sehr sie sich von
 allen Systemen, welche die Sittlichkeit untergra-
 ben könnten, entfernt halten. Möchten doch
 diejenigen, welche die Wahrheiten der Offenba-
 rung verwerfen, den Menschen eine andere, we-
 nigstens eben so philosophische Moral geben, als
 es die felizische ist!

5, kaum Zeit; eure Augen zu öffnen und
 „sie wieder zu schliessen. Verfallt daher
 „nie auf die Thorheit, im Plane des Welt-
 „schöpfers Unvollkommenheiten entdek-
 „ken zu wollen; laßt es euch nie in den
 „Sinn kommen, zu wähnen, der weise
 „Urheber aller Dinge müsse euch Rech-
 „nung von den Gesetzen ablegen, wel-
 „che er der Erde vorzuzeichnen für gut
 „fand.

„Noch weit ungerechter würden un-
 „sere Klagen über das moralische Uebel
 „seyn, denn dieß ist ja unser Werk allein.
 „Da wir zu einer verdienstlichen Thätigkeit
 „bestimmt waren, so mußte uns ja wohl
 „auch die Fähigkeit gegeben werden, zwi-
 „schen dem Guten und Bösen freywillig zu
 „wählen.

„Aber nicht zu gedenken, daß wir uns
 „größtentheils unser Unglück selbst zuzu-

„schreiben haben, so befördern unsere Lei-
 „den den vielfachen Genuß, gegen den wir
 „durch Gewohnheit gleichgültig werden.
 „Tritt der Fall des Entbehrens ein, so er-
 „scheint er uns erst ganz als ein wahres
 „Gut. Wer nie krank war, weiß auch
 „den Werth der Gesundheit nicht zu schätz-
 „zen.

„Es ist also gewiß, daß, die traurigen
 „Folgen unserer eignen Verirrung abge-
 „rechnet, die Summe des Guten, dessen
 „wir genießen, die Zahl der Uebel, denen
 „wir wirklich ausgesetzt sind, unendlich
 „weit übertreffe, und daß unser Daseyn
 „keinesweges als Strafe, sondern als wahre
 „Wohlthat zu betrachten sey.“ *)

*) Plinius sahe wohl ein, daß wir nicht Ursache ha-
 ben, über die Natur zu klagen. „Nicht sie,“
 sagt er, „sondern der Mensch ist es, der unsern
 größten Leiden das Daseyn giebt.“

So philosophiren die Felizier; allein ich muß bemerken, daß sie die Mehrheit der Welten, so wie ich sie jetzt vorgetragen habe, bey dem öffentlichen Unterricht keinesweges mit jenen wichtigen Wahrheiten verwechseln, mit welchen diese Lehre in Verbindung steht, und gegen die, nach ihrer Ueberzeugung, kein gegründeter Zweifel stattfindet. Diese Mehrheit der Welten gilt ihnen bloß für eine auf große Wahrscheinlichkeiten gegründete Lehre, die uns überdies den wichtigen Vortheil gewährt, das ganze Weltall aus einem Gesichtspunkte betrachten zu können, der dem Begriff am entsprechendsten ist, welchen wir uns von seinem Urheber machen müssen.

Ich habe bereits gesagt, daß die Lehrer in den öffentlichen Schulen durchgehends die ausgesuchtesten Männer sind; hier will

ich nur noch bemerken, daß sie alle aus der Klasse der Notablen, und zwar für jede Provinz von der Versammlung ihrer Stände gewählt werden. Die Felizier schenken dieser Ernennung die größte Aufmerksamkeit, eine Aufmerksamkeit, welche mit der Wichtigkeit, die bey ihnen die Erziehung der Jugend hat, und mit ihrer Ueberzeugung im gehörigen Verhältniß steht, daß die Lehren der Moral nur von denen gehörig vorgetragen werden können, welche sie in ihrem Lebenswandel wirklich befolgen. Alle diese Philosophen beobachten auch durchgehends eine wahre stoische Sittlichkeit.

Aufser den öffentlichen, in ganz Felizien verbreiteten Freyschulen befindet sich noch in der Hauptstadt jeder Provinz eine besondere Akademie, deren jede ohne Aus-

nahme die größte Achtung nicht nur verdient, sondern auch wirklich genießt. Die bejahrten Professoren werden hier auf eine Art in Ruhe gesetzt, welche den Fortgang der menschlichen Kenntnisse unendlich befördert. Alle Jahre geben diese Akademien verschiedene wichtige Preisfragen auf, welche die Moral und das Glück der Menschheit interessiren. Es wäre zu wünschen, daß diese Gewohnheit auch bey uns eingeführt werden möchte.

Eine herrliche Einrichtung ist, nach meiner Ueberzeugung, auch die, daß es den ausgedienten Professoren erlaubt ist, sich einen Sekretair, das heißt eine Art von Zögling, zu erwählen, für den das Gouvernement den erforderlichen Aufwand bezahlt. Diese Sekretaire sind beständig um die Person ihrer Lehrer, theils um sie in ihrem Alter zu pflegen, theils

um mit ihren Einsichten und Erfahrungen bereichert zu werden. Man hat es für Pflicht gehalten, diese ausgedienten Männer an keinen Dienst in ihrer Akademie zu binden, sondern es ihrer völligen Willkühr überlassen, sich zurückzuziehen, wie und wohin sie wollen. An welchem Orte sie aber auch wohnen mögen, so bleiben sie doch immer, so wie die jüngern ihr Lehramt noch bekleidenden Professoren, unmittelbare Censoren der zum Druck bestimmten Schriften. Durch das Amt der Censoren sucht man nämlich die Druck- und Pressfreyheit in denjenigen Gränzen zu halten, welche das allgemeine Beste zu erfordern scheint, und wovon ich so gleich ausführlicher sprechen werde.

Achtzehntes Kapitel.

Erste Fortsetzung von dem öffentlichen Unterrichte,
Verordnungen wegen der Pressfreyheit; Beyspiel
von der Gefahr falscher Meynungen in der Moral.

Man kann sich leicht denken, daß eine Nation, welche nichts Heilsameres kennt, als zunehmende Aufklärung, die Freyheit der Presse als eine unversiegbare Quelle des Unterrichts sehr werth halten müsse; aber man hüte sich, Unterricht mit Täuschung und Verführung zu verwechseln. Jener ist zur wahren Aufklärung unentbehrlich, und steht der letztern geradezu entgegen; denn durch Unterricht sollen die Menschen von den ihnen wohlthätigen Wahrheiten überzeugt, und vor schädlichen Irrthümern gewarnt werden.

Aus diesem Grunde haben die Felizier eine dreyfache Einschränkung der Pressfreyheit für nöthig erachtet. Sie sind zu weise, als das sie Freyheit mit Zügellosigkeit verwechseln sollten, und sehen wohl ein, das letztere einem Staate ebenso nachtheilig werden würde, als erstere für ihn vortheilhaft ist.

Erstlich kann kein Werk gedruckt werden, dessen Verfasser und Verleger sich nicht genannt haben; wenigstens muß es dieser thun, der dann allezeit gehalten ist, den Verfasser auf Verlangen zu nennen. Beide Namen werden erfordert, weil beide Personen, wenn das Buch gesetzwidrig ist, auf gleiche Art für straffällig gehalten werden. Sollte aber auch selbst der Inhalt des Buchs untadelhaft seyn, so würde doch der Verleger, der

es ohne Nennung 'seines Namens zum Druck befördert hätte, nicht weniger für strafbar gehalten werden. Noch größer wäre das Vergehen, wenn er sich eines angenommenen Namens bedient hätte.

Es giebt indess einen Fall, wo weder Verfasser noch Verleger etwas wagen, nämlich dann, wenn das Werk von einem Censor zuvor gebilligt worden ist. Dieser wird dann der einzige Gegenstand der strengen Gesetze. Jedem Verfasser steht es frey, sein Werk auch ohne vorgängige Censur drucken zu lassen; aber dann ist er und sein Verleger für den Inhalt desselben verantwortlich.

Die zweyte Einschränkung der Pressfreyheit besteht in einem förmlichen Verbot, eine Schrift zu drucken oder zu verbreiten, welche denjenigen Wahrheiten

entgegen steht, die man in Felizien für wirklich erwiesene hält, und die daher, als Grundlehren der Moral, in allen öffentlichen Schulen unabänderlich gelehrt werden müssen. Wollte man den öffentlichen Lehrern eine solche Verbindlichkeit auflegen, und doch zu gleicher Zeit jedem Einzelnen erlauben, an der Vernichtung der Früchte dieses Nationalunterrichts zu arbeiten, so würde man in einen Widerspruch verfallen, dessen die Felizier durchaus unfähig sind. Wenn daher eine solche Schrift auch wirklich an den Tag kommen sollte, so würde sie sogleich confiscirt werden, und kein Buchhändler dürfte sie von der Zeit an führen, ohne in namhafte Strafe zu fallen.

Ausländische Schriften kann sich jeder Privatmann zu seinem persönlichen Ge-

brauch verschreiben; die Buchhändler hingegen dürfen sich, ohne vorgängige Erlaubniß des Gouvernements, damit nicht befassen, und wenn sie eine neue Auflage davon besorgen wollen, so sind sie an obgedachte Regeln gebunden.

Diese zweyte Einschränkung, welche meinen gewohnten, obgleich nie geprüften Ideen gar nicht entsprechen wollte, veranlafte mich zu verschiedenen mißbilligenden Bemerkungen. „Was habt ihr,“ sagte ich, „von solchen Meynungen zu befürchten? Je ausschweifender sie sind, desto leichter können sie widerlegt werden: Möchtet ihr sie auch sogar mit Schimpf belegen, ihnen das öffentliche Siegel der allgemeinen Mißbilligung, der Ehrlosigkeit sogar aufdrücken! nur die Pressfreyheit selbst soll-

„tet ihr nicht einschränken wollen, denn
 „sie ist die Beschützerin der menschlichen
 „Vernunft.“ Ein Phronimont, an den ich
 meine Rede gerichtet hatte, gab folgende
 Antwort:

„Aus Furcht, die Freyheit des Handels
 „möchte einigermaßen beschränkt werden,
 „sollen wir also erlauben, daß ein Gift öf-
 „fentlich verkauft, überall verbreitet werde,
 „von dem sich nichts als Verderben erwar-
 „ten läßt; ein Gift, das die eigene Wirkung
 „hervorbringt, die Köpfe der Kranken in
 „solche Unordnung zu bringen, daß sie
 „sogar die zu ihrer Genesung bestimm-
 „ten Arzeneyen verschmähen? Oder, um
 „diesem Uebel vorzubeugen, soll es an
 „dem Verkauf des Gegengifts in einigen
 „Läden gnügen, wo es diejenigen, welche
 „dessen bedürfen, gewiß nicht abholen
 „werden?

„Oder wenn sich zwey fremde Phy-
 „siker bey uns niederlassen wollten, von
 „denen der Eine das Geheimniß verständig,
 „die Luft zu verderben; sie mephitisch
 „zu machen, der Andere aber, sie zu rei-
 „nigen und ihre Güte zu verbessern, wür-
 „den Sie uns wohl rathen, Beider Gesuch
 „ohne Rücksicht zu erfüllen, sie Beide
 „unter die Zahl unsrer Mitbürger aufzu-
 „nehmen, und somit Beiden völlig freye
 „Uebung ihrer Kunst unter dem Vorwande
 „zu gestatten, daß ja der Andere Mittel
 „an die Hand geben könne, uns vor dem
 „Ersten zu sichern?“

Diese vergleichenden Fragen gaben mir
 über den Gegenstand unsers Gesprächs
 einen großen Aufschluß; ich sah nun
 deutlich ein, daß es auf keine Weise zur
 gesellschaftlichen Freyheit gehören könne,

andern Mitbürgern, noch weniger aber der ganzen Gesellschaft durch eine unbeschränkte Thätigkeit zu schaden. Diese Wahrheit war mir um so wichtiger, je weniger ich mir es bergen konnte, daß es Personen giebt, auf welche ein Paradoxon um so stärker wirkt, je außerordentlicher und sonderbarer sie es finden. Meine Ueberzeugung in dieser Sache bestätigte sich in der Folge durch einen Vorfall, der sich kurz darauf unter meinen Augen zutrug.

Zu Vandavasor, der Hauptstadt von ganz Felizien, wurde nämlich ein junger Ausländer, Namens Insanias, von zwey Bedienten aus seiner Nation, mit denen er mehrere Jahre daher sehr zufrieden gewesen war, gefährlich verwundet. Sie ließen ihn für todt liegen und
nah-

nahmen alle Kostbarkeiten mit sich, die sie bey ihm vorgefunden hatten. An der Gränze wurden sie jedoch angehalten und in die Stadt zurück gebracht, um ihnen hier den Prozeß zu machen. Sie läugneten ihre Unthat nicht ab, entschuldigeten sie aber mit der festen Ueberzeugung, in der sie sich befänden, daß unser gegenseitiger Zustand auf der Erde ein wahrer Stand des Kriegs sey, daß jeder befugt sey, sich lediglich mit den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens zu beschäftigen, ohne an eine Zukunft zu denken, die nach dem Urtheil der größten Männer ein bloßer Traum sey. Sie setzten hinzu, daß Gewalt in diesem Zustande ein hinreichender Titel sey, um Mord und Raub vollkommen zu entschuldigen; mit einem Worte, sich Alles zu erlauben, was unsern Vortheil beför-

dere, hiesse der Natur und der gesunden Vernunft gemäß handeln. Sie setzten hinzu, daß sie sich über die Klage des Insanias, ihres Herrn, um so mehr wundern müßten, da er selbst diese Grundsätze lehre; daß sie sogar, bevor er sie durch seinen Unterricht und sogar durch sein Beyspiel damit bekannt gemacht habe, dergleichen Thaten verabscheut hätten, und nur durch seine Lehren dazu vermocht worden wären.

Das Tribunal erstaunte über eine solche Vertheidigung, und glaubte der Sache näher nachspüren zu müssen; es fand sich in der That, daß Herr Insanias nebst einigen andern Fremden ohne Rückhalt in seinem Hause ein gottloses, alle Begriffe von Religion und Moral, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zer-

störendes System predige, ein System, welches weder Rechte noch Pflichten anerkannte, dem die Tugenden eine Chimäre waren, indem es alle Laster rechtfertigte und glückliche Verbrechen bekrönte.

Obgleich das Tribunal den Grundsatz befolgte, daß Irrthümer in der Moral die begangenen Unthaten keinesweges entschuldigen, so setzte es doch nach dieser Entdeckung und im Betracht des Umstandes, daß Kläger der Hauptverbrecher sey, die Angeklagten in Freyheit, und begnügte sich, sie aus Felizien zu verbannen *), nachdem es ihnen vorher die

D 2

*) Hieran thaten die Richter unrecht und handelten dem herrlichen Grundsatz der Felizier entgegen, nach welchem Besserung und Veredlung des Menschen der höchste Zweck der bürgerlichen Ge-

Herausgabe alles Geraubten auferlegt hatte:
 Hierauf wurde Insanias selbst vorgeladen, und der älteste Richter machte ihm folgende Eröffnung: „Ihre Diener, junger Fremdling, sind in Freyheit gesetzt:
 „Sie haben nicht Ursache, sich wegen
 „eines Verbrechens zu beklagen, welches
 „das Ihrige ist: Sie, Sie selbst haben die
 „Arme derjenigen gegen Sich gewaffnet,
 „die Sie überfielen. In den Ausschweifungen, welche Ihre Diener gegen Sie begiengen, sehen Sie die natürlichen Früchte Ihrer unseligen Lehren. Mit

sellschaft seyn muß. Man hatte die Verbrecher so lange in gefänglicher Verwahrung halten sollen, bis sie von ihren heillosen Grundsätzen durch zweckmäßige Belehrung bekehrt worden wären, anstatt sich durch eine zweckwidrige Landesverweisung sichern zu wollen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch das Eigenthum und Leben hundert ihrer Nebenmenschen, wenn auch nicht ihrer Mitbürger, in Gefahr setzten. A. d. U.

„diesen vergifteten Sie die Grundsätze
 „zweyer Menschen, deren Betragen zuvor
 „ohne Tadel war, und machten aus ihnen
 „zwey Bösewichter. Nach dieser entsetz-
 „lichen Erfahrung mögen Sie von den
 „Wirkungen Ihrer Lehren auf den Werth
 „derselben einen Schlufs machen. Wir
 „kennen die Gefahren derselben, und be-
 „fehlen Ihnen daher hiermit ernstlich,
 „Felizien schleunigst und auf immer zu
 „verlassen, oder zu erwarten, dafs wir
 „Sie als einen erklärten Feind der Gesell-
 „schaft behandeln werden. Ihre gefähr-
 „liche Lehre berechtigt uns dazu um so
 „mehr, da nach derselben unser gegen-
 „seitiger Zustand ein Stand des Kriegs
 „ist.“ Das Publikum bezeugte über dieß
 Urtheil grossen Beyfall, einen Beyfall, der
 sich von einer Nation natürlich erwarten
 läfst, welche überzeugt ist, dafs wir durch

unsere Meynungen allein gebildet und zu dem, was wir sind, gemacht werden.

Die dritte und letzte Einschränkung der Pressfreyheit bezieht sich auf das Eigenthumsrecht, welches ein Verfasser auf seinen gedruckten Werken so lange behält, als er sich desselben nicht freywillig verlustig gemacht hat. Dieß Recht hört jedoch mit seinem Tode auf, er müßte es denn noch bey seinen Lebzeiten einem Andern verkauft haben, als in welchem Falle der Käufer zwanzig Jahre hindurch das ausschließende Verlagsrecht hat; da hingegen nach Verlauf derselben der Druck solcher Schriften einem Jedem völlig frey steht. Der Zweck dieser Einrichtung, über welche die Felizier sehr strenge halten, ist zwiefach: einmal will man dadurch die Schriftsteller aufmuntern, zu-

gleich aber auch von der andern Seite die erforderliche Concurrenz im Buchhandel erhalten, damit der Preis der Schriften nicht übermäfsig erhöht und dadurch eine grofse Anzahl von Käufern abgeschreckt, folglich auch der Fortgang in der Aufklärung zurückgehalten werden möge.

Neunzehntes Kapitel.

Zwote Fortsetzung von dem öffentlichen Unterrichte.
Oeffentliche Gemälde und öffentliche Denkmale.

Im siebzehnten Kapitel bemerkte ich, daß der prachtvolle Versammlungsort der felizischen Nationalversammlung und des Gubernatoriums mit herrlichen Gemälden zum Unterrichte der Nation bereichert sey. Die Schönheit dieser Meisterstücke der Kunst ist einzig in ihrer Art, muß aber in der nachfolgenden Beschreibung unendlich bey solchen Lesern verlieren, welche nicht von dem gesellschaftlichen Enthusiasmus einer felizischen Seele belebt werden. *)

*) Auch bey denen Lesern muß der Werth dieser Nationalstücke merklich sinken, welche in der An-

Vor der grossen Rotunda, in welcher beide erlauchte Versammlungen ihre Sitzungen halten, ist ein geräumiger Vorsaal angebracht, über dessen äusserer Thüre das Symbol der Gerechtigkeit in halb erhabener Arbeit pranget. Bey den Feli-ziern wird sie nicht, wie bey uns, mit Schwert und Wage versehen, abgebildet, sondern sie geben ihr in die eine Hand eine mit Gesetzen beschriebene Rolle, und unter den linken Arm ein umgekehrtes Füllhorn, aus dem viele Früchte aller Art zur Erde fallen. Damit will man andeuten, wie sie die Urheberin aller Gesetze und zugleich die moralische Quelle alles Ueberflusses sey. Auf ihrem Haupte trägt sie eine bekränzte Säule, als das Symbol

D 5

ordnung derselben mehr das ästhetisch Schöne, als das moralisch Wahre berücksichtigen. A. d. U.

der Stärke, die durch Gerechtigkeit begründet wird. Die kranzartige Krone auf der Säule zeigt an, daß es nur eine auf Gerechtigkeit beruhende Gewalt sey, welche unumschränkt regieren müsse. Zu ihren Füßen bemerkt man mehrere Krieger. Einige schlafen am Fusse verschiedener Gewehrpyramiden, Andere haben die Rüstung abgelegt und helfen dem Landmanne seine Früchte einärnten. „Der „segensreiche Friede“ — will man damit sagen — „ist ein Sohn der Gerechtigkeit.“

Ein anderes, in gleicher Manier gearbeitetes Stück ziert den innern Theil der zum Vorsaal führenden Thüre. Hier erblickt man die Vernunft, welche die Felizier durch eine in der Hand haltende oder neben ihr stehende, brennende Fak-

kel zu charakterisiren pflegen. Sie deutet mit dem Zeigefinger des aufgehobenen rechten Armes gen Himmel, indess die niedergesunkene Linke zur Erde hinweist. Diese Stellung soll uns an die Wahrheit erinnern, dafs die Betrachtung des Himmels und der Erde zur Abfassung weiser Gesetze nöthig ist; dafs man die Verhältnisse des physischen Menschen zur Natur, und des moralischen Menschen zur Gottheit aufsuchen und vergleichen müsse. Diese Vorstellungsart der Felizier ist ihrer Philosophie vollkommen entsprechend; denn nach derselben sind die Gesetze der moralischen Welt eben so natürlich, als die Gesetze der physischen.

Zu den vorzüglichsten Gemälden, welche im majestätischen Saale der National-

versammlung aufgestellt sind, gehören folgende.

Das erste, rechter Hand beym Eintritt, ist ein menschliches Ungeheuer ohne Augen und Ohren, mit einem unnatürlich grossen Maule und eben so verhältnisswidrig grossen Zähnen. Drey dicke, übereinander liegende, schuppige Häute bedecken ihm Brust und Herz. Er sitzt auf einem riesenmässigen Löwen, dessen fliegende Mähne mit verschiedenen Ordensbändern durchflochten ist. Auf dem Nacken des Thieres reitet ein grosser Affe, der beschäftigt ist, einige Bittschriften zu seinem Vergnügen zu zerreißen. Der Löwe selbst, dessen Tatzen unmässig gross sind, scheint aus allen Kräften zu laufen, um den heftigen Streichen der Furie Thorheit zu entfliehen, die ihn unablässig verfolgt. Im Laufen entwurzelt er

mit seinem Schweife einen mit Früchten reich beladenen Baum, dessen Umsturz einigen Unglücklichen das Leben kostet. In seinem Rachen trägt das Ungeheuer ein blutendes Kind, das es schon zur Hälfte verzehrt hat. Zwo große Schlangen haben sich um seinen Leib gewunden, und ruhen mit den Köpfen an seinen Ohren, indess sie mit der Krümmung ihres Körpers zugleich seine beiden Augen bedecken. Der blinde Ritter hält in der einen Hand einen flammenden Brand, mit dem er im Vorbeyeilen eine reife Saat entzündet; mit dem andern Arme schleppt er einige Gefangene neben sich her, die unter der Last ihrer Fesseln zu Boden stürzen. Vor ihm öffnet sich ein weiter Schlund, eine Art von Vulkan, auf den sein Ungeheuer mit ihm losrennt. — Das Ganze bezeichnet den willkührli-

chen Despotismus eines Einzigen. *)

Zu beiden Seiten erblickt man drey andere Abbildungen von drey verschiedenen Regierungsformen. Die abwechselnden reichhaltigen Gruppen auf denselben, stehen mit ihrer Gröſse im genauesten Verhältniß, so daß alle Verwirrung glücklich vermieden ist, und das Ganze den tiefsten Eindruck bewirkt.

Das erstere stellt die oligarchische Regierung vor, oder die Regierung eines Senats, welcher alle obersten Staats-

*) Die Furie Thorheit, welche auf den Löwen aus allen Kräften zuschlägt, ist von dem Maler auf eine ganz eigne Art bezeichnet worden. Ein zerbrechliches Rohr dient ihr zum Stock, und am Halse trägt sie eine Trommel, als ein lärmendes Instrument, ohne den mindesten Wohlklang. Die Augen stehen ihr hinten am Kopfe, sie kann also nicht einmal sehen, wo sie hinläuft.

gewalten in sich vereinigt. Der innere Raum dieses Gemäldes ist durch zwei Einfassungen, durch eine kleinere und eine größere, befriedigt; sie besteht aus einer Mauer mit darauf angebrachtem Gitterwerk.

In dem innern Kreise befindet sich die Versammlung der Senatoren. Man erkennt sie an einer Krone, welche sie zum Zeichen ihrer Herrschaft auf dem Haupte tragen, und ohne welche niemand in dieses Heiligthum gelassen werden würde. Der Eingang dazu ist mit Menschen besetzt, welche mit diesen Kronen handeln, und niemand einlassen, als wer sie ihnen mit baarem Gelde abkauft. So theuer sie auch immer seyn mögen, so machen die Käufer derselben doch immer einen sehr guten Handel.

Im Mittelpunkte dieses Kreises sitzt die Furie Zwietracht auf einem Throne: Man erkennt sie an der brennenden Fackel, welche sie in ihrer Hand trägt, besonders aber an zwey oder drey Schlangen, deren Köpfe zischend aus ihrem Munde hervor zu kommen scheinen.

Diesem Throne gegenüber ist in einer besondern Befriedigung der öffentliche Schatz befindlich. Man erkennt ihn an verschiedenen großen, mit Eisen beschlagenen Geldkasten. Die Senatoren drängen sich nach diesem Orte hin; einer stößt den andern mit Heftigkeit zurück, denn jeder wünscht seine Taschen bey den Geldkasten zu füllen. Die Größern werfen die Kleinern zu Boden, und eilen, sich mit so vielen Säcken zu beladen, als sie nur ertragen können.

Hin-

Hinter diesen gierigen Regenten und innerhalb der äufsern Befriedigung befindet sich eine grofse Menge von Soldaten. Jeder von ihnen hält einen umgekehrten Helm in der Hand, welchen die hochmögenden Herren mit Geld anfüllen. Der Grund dieser Freygebigkeit ist leicht zu errathen.

Unter diese Stützen der Senatoren mischen sich Leute von zweyerley Gattung: Erstlich Sklaven in reicher Kleidung und goldnen Ketten; auch diese werden mit Geld überhäuft. Die andere Gattung von Menschen besteht aus verschiedenen Schriftstellern, welche dem souverainen Rath die Werke, in welchen sie ihn gerühmt haben, in tiefster Unterthänigkeit darbringen, und die erwartete Bezahlung dafür erhalten. Man verstattet auch einer Menge

jünger Frauenzimmer den Zutritt, welche bis an die leichtumschürzten Hüften entblößt sind. In ihrem Schurz sammeln sie die Goldstücke, womit sie von den Senatoren verschwenderisch beschenkt werden. Der Maler, welcher seine Ideen noch verständlicher darstellen wollte, zeichnete einige dieser Geschöpfe, wie sie mit den Senatoren herumspazierten und sie an einem Bande nach Belieben leiteten. Einige kehren mit Beute beladen zurück, und sind im Begriff, sie mit den Kutschern, welche sie fahren, und mit andern Dienern ihres Gefolgs zu theilen.

Beym Eingange [dieser ersten Befriedigung sind zwey große Fenster angebracht, welche zum Behuf des Handels dienen, den der Senat seinen Mitgliedern erlaubt hat. Die eine Art dieses Handels

besteht in ungerechten Begünstigungen, die man sich von ihnen erkaufen kann. Man sieht, wie sie die Urkunden des abgeschlossenen Handels nicht eher aus den Händen geben, als bis sie den bedungenen Preis erhalten haben. Der Künstler hat die Ungerechtigkeit dieses Handels theils durch eine stolze und übermüthige Mine an den Begünstigten, theils durch eine hinter ihnen angebrachte Gruppe von Leuten auszudrücken gesucht, welche durch ihre Stellung die größte Verzweiflung an den Tag legen.

Der andere Handelszweig der Senatoren besteht in dem Verkauf öffentlicher Aemter. Die Verkäufer empfangen große Geldbeutel, und geben dafür die Verzierungen hin, welche als äußere Zeichen dieser Stellen betrachtet werden, und die

Gewalt, welche mit ihnen verbunden ist; zu erkennen geben. Die traurigen Folgen dieses Mißbrauchs erblickt man an mehrern Stellen des Gemäldes: hie und da befinden sich Personen mit diesen äusseren Verzierungen, welche den willkührlichsten und härtesten Despotismus ausüben: hier läßt Einer von ihnen das Haus seines Mitbürgers plündern; dort werden mehrere Personen auf Befehl eines Andern ins Gefängniß geschleppt, indeß man ihre Töchter entführt; und von den grausamen Mißhandlungen eines Dritten können sich wiederum Andere nur durch Hingebung ihrer sämtlichen Kostbarkeiten befreien.

Alle diese Scenen des Elends ereignen sich in einer fast ganz unangebaueten Landschaft, in deren Hintergrunde ein Dorf

steht. Die Häuser desselben sind fast ganz verfallen, und ihre mit Lumpen bedeckte Bewohner sind vom Elende so abgezehrt und ausgetrocknet worden, daß man in Versuchung kömmt, sie für bloße mit Haut bedeckte Skelete zu halten.

Die eine Seite dieser Landschaft bildet die Küste eines stürmischen Meeres, auf welchem man ein Schiff erblickt, welches den Wind für und wider sich hat. Seine Segel sind nämlich so entgegengesetzt aufgespannt, daß es sich nicht von der Stelle bewegen kann. Der Maler bediente sich dieses unthätigen Schiffs als Sinnbild der Oligarchie; ein Sinnbild, das in der Folge allgemein angenommen worden ist.

Das ganze Gemälde hat einen sehr schwarzbraunen Anstrich, denn die am

Himmel bemerkbare totale Verfinsternung der Sonne macht es zu einem wahren Nachtstück. Diese Sonnenfinsternis entspricht der Nacht der Unwissenheit ganz vollkommen, in welcher man sich die Sklaven einer solchen Regierung denken muß, und wird für eine der glücklichsten Erfindungen des Künstlers, und wegen des großen Effects, den sie auf den Zuschauer macht, für ein Meisterstück der Kunst gehalten.

Das dritte Gemälde stellt eine weitläufige Landschaft dar, welche von zwei verschiedenen Menschenklassen, von einer herrschenden nämlich und von einer beherrschten, bewohnt wird. Ihre unterscheidende Tracht macht sie gleich bey dem ersten Anblick kenntlich. Erstere haben auf ihrem Haupte einen mit Federn ge-

schmückten Helm, und in der Hand ein eisernes Scepter; sie tragen reiche Kleider und lange Haare. Nach ihren Waffen zu urtheilen, sollte man glauben, sie wären bereit in den Krieg zu ziehen. Bey letztern hingegen sind die Haare geschnitten; ihre Kleidung besteht aus einem groben kurzen Wamms, das mit einem Riemen um den Leib gegürtet ist, und die Arme so wie die Beine unbedeckt läßt.

Den Vordergrund des Stücks füllt ein sehr langer Porticus aus, der im Innern einige Amphitheater enthält, in welchen sich diese kleinen Despoten versammelt haben, um über die öffentlichen Angelegenheiten Berathschlagungen zu halten. In der Mitte des Porticus erhebt sich ein Thron, auf welchem ein reichbesetztes Diadem liegt; niemand sitzt jedoch auf

diesem Königsstuhle, zum Zeichen, daß aufser der Versammlung kein anderer Regent vorhanden sey. Viele ihrer Mitglieder machen aber ernstliche Mine, sich desselben zu bemächtigen. Sie gerathen darüber in Streit, und Einer erwürgt den Andern.

Zu beiden Seiten des Throns hängen in einer gewissen Entfernung und ziemlichen Höhe große Beutel nebst allerhand Kokarden und Ehrenzeichen, welche den Besitz ansehnlicher Aemter und wichtiger Befehlshaberstellen zu erkennen geben. Indefs sich eine Menge Nebenbuhler aus allen Kräften bemühen, die Beutel und die Ehrenzeichen zu erreichen, und durch ihr übermäßiges Aufstreben über einander hinfallen, sieht man verschiedne hässliche, mißgestaltete, jedoch geschicktere Men-

schen, die durch Hülfe bewaffneter, aber schlechtgekleideter Kerls, gleiche Absicht glücklich zu erreichen wissen. Sie bemächtigen sich der Geldbeutel, der Kokarden und Ehrenzeichen, und bezahlen mit einem Theile des erbeuteten Geldes ihre Helfershelfer für die geleistete Unterstützung.

An beiden Enden dieses großen geräumigen Porticus ist nach außen zu eine Tribune angebracht, um von derselben herab die Verordnungen der Versammlung zu publiciren. Während dieser Bekanntmachung stehen die Zugehörigen der andern Klasse gleich den vierfüßigen Thieren auf Händen und Füßen, um ihre Ehrfurcht und Unterwürfigkeit recht lebhaft an den Tag zu legen.

Auf den übrigen Theilen des Gemäldes sieht man diese Unglücklichen mit allen Arten von Arbeiten, selbst mit solchen beschäftigt, die sonst gewöhnlich durch Thiere verrichtet werden. Hier und da prächtige Paläste, in welche sie ihre sämtlichen Erzeugnisse abliefern, und neben denselben armselige Hütten, die jeden Augenblick über ihre elenden Bewohner zusammenzustürzen drohen. Einige Damen fahren in schönen Karossen spazieren, vor welche sie, statt der Pferde, diese bedauernswürdigen Sklaven gespannt haben. Endlich hat auch der Künstler nicht vergessen, die großen Speisen bemerkbar zu machen, womit sie sich begnügen müssen, die harten Behandlungen, denen sie nach Willkühr ausgesetzt sind, die sittenlosen Ausschweifungen, zu welchen die herrschende Partey ihre Weiber und

Töchter missbraucht; mit einem Worte, es ist nichts übergangen worden, was die Schilderung ihrer Erniedrigung, und somit das Gemälde des Elends vollenden kann, welches der Aristokratismus herbeyzuführen pflegt.

Der Gegenstand des vierten Stücks ist zwar sehr einfach behandelt, erregt aber vielleicht nicht weniger Interesse. Blinde, mit grossen Stöcken bewaffnet, gehen hier ohne menschliche Führer einher, und folgen blos der Spur grosser Hunde, von denen Jeder einen an einer Leine vor sich herlaufen läßt. Letztere spüren sorgfältig alle Victualien auf, deren sie nur im Laufen habhaft werden können; Einer sucht dem Andern seine Beute wegzuschnappen, und so entstehen die blutigsten Balgereyen.

Verschiedene dieser gierigen Führer scheinen sich in ihre Leinen gegenseitig verwickelt zu haben; — neue Ursachen zu Beißereyen! Kömmt Einer dem Andern entgegen gelaufen, so sind ihre Herren der Gefahr, an einander zu rennen, unvermeidlich ausgesetzt.; Da dieß nicht selten der Fall ist, so entstehen auch hier Streitigkeiten, in welchen die dicken Knotenstöcke ihre Dienste verrichten müssen.

Bey diesen Auftritten herrscht durchgehends die größte Mannichfaltigkeit; in einem derselben hat sich aber der Künstler übertroffen. Ueber den Lärm des Streits läßt er nämlich eine Menge anderer Blinden herbeykommen, welche öffentliche Beamte zu seyn scheinen, und aufser der Wache von einem zahlreichen Haufen des neugierigen Pöbels begleitet werden. Un-

ter dem Vorwande, Frieden zu stiften, schlagen die Neuangekommenen auf alles los, was ihnen in Weg kömmt, und selbst der Volkshaufe nimmt auf's Gerathewohl Antheil an dem Handgemenge. Man erwiedert Schlag mit Schlag; Männer, Weiber, Hunde — Alles haut, kratzt und beißt. Das Treffen wird allgemein, und das Schlachtfeld ist endlich mit Verwundeten und Verstümmelten bedeckt, unter welchen sich auch die armen Friedensrichter und ihre Trabanten befinden.

Da einzelnes Vieh und ganze Heerden ohne Aufsicht ihrer eigenen Willkühr überlassen sind, so sieht man sie die Weinberge und Saatsfelder verheeren; man erblicket auch viele Wagen, welche auf den schlecht unterhaltenen Heerstraßen umgestürzt und zerbrochen sind. Wölfe

und Füchse wagen sich bis in die Höfe der Häuser, und erwürgen Alles, was ihnen ansteht. Weil auch geschriebene Gesetze für solche blinde Menschen ein wahrer Ueberflufs wären, so läßt sie der Künstler in einem Trinkgelage um ein Feuer gelagert seyn, in welches sie die Gesetze geworfen haben, nach denen sie vormals regiert wurden. Während sie sich solchergestalt berauschen, ergreift das Feuer unvermerkt ihre Kleider; die Flamme lodert auf, verbreitet sich unter Begünstigung des Windes, und verzehrt den größten Theil ihrer Häuser. Der Sinn dieses letzten Zuges ist wichtig und verdient ernstliches Nachdenken.

Dieses Gemälde gilt bey den Feliziern für das Sinnbild der Demokratie. Ich war anderer Meynung, und erlaubte mir

zu bemerken, daß es vielmehr die Anarchie charakterisire. Man antwortete mir, „es könne nicht fehlen, daß jede Demokratie oder Volksherrschaft in eine wahre Ochlokratie — in ein Pöbelregiment — ausarte. Hieraus folgten unmittelbar wiederholte Empörungen des Volks, nicht nur eine neue Ordnung der Dinge herzustellen, sondern um alle Ordnung gänzlich zu vernichten, und es sey moralisch unmöglich, zu verhindern, daß eine solche Nation nicht allen Gräueln der Anarchie ausgesetzt werde. In Feli- zien würde, wegen des großen Umfangs seines Staatsgebietes und wegen seiner ungeheuern Bevölkerung, ein solches Unglück ganz besonders unvermeidlich seyn.“

„Aber,“ fuhr man fort, „wie könnte man sich davor sichern? Unter dem

„Volke, im gemeinen Sinne des Worts ge-
 „nommen, besteht die grössere Anzahl
 „immer aus Menschen, die, von allen
 „Kenntnissen entblößt, durch ihre Lei-
 „denschaften am meisten geblendet wer-
 „den. Müßte daher nicht ein solcher
 „Haufe, um sich im Besitz seines Despo-
 „tismus zu behaupten, alle Wissenschaft,
 „alle Aufklärung und alle Tugenden ver-
 „bannen? Die Regierung würde natür-
 „lich den größten Irrthümern, den un-
 „sinnigsten Vorurtheilen und den ausge-
 „lassensten Anmaßungen preisgegeben
 „werden. Solche Despoten würden sich
 „bey ihren Verordnungen von dem Inter-
 „esse des gegenwärtigen Augenblicks will-
 „kürlich leiten lassen, immer müßte dieß
 „Interesse abwechseln, und durch seine
 „Mannichfaltigkeit und die entgegenge-
 „setzte Richtung, nach welcher es sich
 durch-

„durchkreuzt, einen unaufhörlichen Krieg
 „unterhalten; würde also nur durch Ge-
 „walt und Erschütterungen wirksam wer-
 „den.

„Wer sollte nun bey einer solchen
 „Verwirrung regieren? Niemand! Ein-
 „zelne Parteien würden sich verbinden,
 „um die Befolgung ihrer willkührlichen
 „Befehle mit Gewalt zu erzwingen. Aber
 „kaum würde ihre Wuth ausgebrochen
 „seyn, so sähen sie sich wieder, entweder
 „unmittelbar durch den Mißbrauch ihrer
 „Macht, oder durch andere Factionen ver-
 „nichtet, die dann in Kurzem ein gleiches
 „Schicksal erfahren würden.“ *)

*) In dieser Hinsicht bemerkt Bodin, „daß keine Ty-
 ranney gefährlicher sey, als die des Volks.“ Nicht
 zu gedenken, daß es sein eigener Tyrann ist, es ist
 sogar sein eigener Henker. Der große Corneille sagt
 daher in seinem Cinna, daß unter der willkürlichen
 Herrschaft des Volks nichts als Aufruhr und Ver-
 wirrung herrsche, daß die Vernunft nie gehört

Ueber dem Throne des Königs ist das schönste Gemälde des ganzen Saales. Es soll den Feliziern einen Begriff von der wahren Königswürde unter der Herrschaft der Gesetze anschaulich mittheilen.

Das Haupt dieses erlauchten Dieners der Nation hat überall Augen und Ohren, ganz im Gegensatz des blinden Despotismus. Auf der Brust trägt er einen gleichseitigen Triangel, als das Symbol der bürgerlichen Gleichheit. An den Seiten des Triangels liest man die Worte: Eigenthum, Freyheit, Sicherheit, um anzuzeigen, daß sie der Grund jener Gleichheit und jenes öffentlichen Rechts

werde, daß öffentliche Aemter und Ehrenstellen ein Raub des Reichen und des Lasterhaften seyen, und schließt endlich mit der Versicherung, „die schlimmste Regierung sey die Herrschaft des Volks.“

der Nation sind, mit dessen Erhaltung ein Monarch unaufhörlich beschäftigt seyn muß.

Der König ist, nach dem Anzuge zu urtheilen, welchen ihm der Maler gegeben hat, in Bereitschaft zu Pferde zu steigen; hinter ihm erwartet seiner sein rascher Läufer, und am Horizont erblickt man die aufgehende Sonne. Zu seiner Rechten stehen die Minister, deren Blick auf das Gesetzbuch des Reichs geheftet ist. Sie führen einen Hahn auf ihrem Turban, zum Zeichen der Wachsamkeit, die sie auf Alles verwenden müssen. Der König hält in seiner Hand eine Honigscheibe, aus der das Honig an verschiedenen Orten herunterträufelt, und von dem Volk in Gefäßen aufgefangen wird. Verschiedene Schlangen krümmen sich zertreten unter seinen Füßen. Zur Linken steht:

die Gerechtigkeit, welche ihm ein Körbchen mit Bürgerkronen darbietet, und neben derselben sieht man die vornehmsten gesellschaftlichen Tugenden, an die der Fürst diese Kronen austheilt.

Zu diesen Stücken kommen noch die zwey erstern, welche ich bereits oben beschrieben habe, nämlich die Abbildung der Meynung, wie sie vermittelst der Selbstliebe die Erde regiert, und dann zweytens die Unwissenheit mit allen zu ihrem Gefolg gehörigen Uebeln, so wie die Aufklärung mit den ihr eignen beglückenden Wirkungen.

Die Allegorie des Chymisten, welcher das Gold aus rohen Metallen scheidet, sieht man hier ebenfalls auf einem besondern Blatte ausgeführt. Zwey andere versinnlichen das System der Felizier über den Handel; ihre nähere Beschreibung

mufs ich mir bis dahin vorbehalten, wo ich über dieses System ausführlicher zu sprechen Gelegenheit habe. Nicht nur die Schilderung selbst, sondern auch die Entwicklung des Systems werden durch diese Verbindung gegenseitig gewinnen.

Man hat die bisher beschriebenen Gemälde auch in Marmor bearbeiten lassen, um die Belehrung, welche sie gewähren, allgemeiner zu machen, und den heilsamen Eindruck, welchen ihr Anblick hervorbringt, tagtäglich zu erneuern. Alle öffentliche Plätze zu Vandarasor sind mit diesen Meisterwerken verschönert, an welchen man weit mehr die Vollkommenheit der Kunst, als eine kolossalische Gröfse bewundern mufs. Es befinden sich auch in dieser Hauptstadt, so wie in allen grossen Orten, eine Menge öffentlicher Brunnen und andere Monumente, welche

durchgehends irgend eine Bürgertugend im Großen darstellen. Sie erscheinen in allen ihren Reizen, und führen kurze, auf ihren Werth hindeutende Inschriften, welche aus schönen, lakonisch abgefaßten Maximen bestehen, so daß man sie als eine Art von Sprüchwörtern betrachten kann. Der häufige Gebrauch, den man von ihnen im gesellschaftlichen Umgange macht, erlaubt es Niemanden, mit denselben unbekannt zu bleiben. Noch mehr, alle diese verschiedenen Gegenstände des Unterrichts sind durch Kupferstiche so sehr vervielfacht worden, daß sie sich in den Händen eines jeden Privatmannes befinden.*)

*) Da diese Inschriften in der Landessprache abgefaßt sind, so kann sie jeder, der sie liest, verstehen und im Gedächtniß behalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Dritte Fortsetzung über den öffentlichen Unterricht:
Theater und Spiele.

Oeffentlicher Unterricht ist den Feliziern ein so wichtiger Gegenstand, die Erwartung, welche sie sich von den heilsamen Folgen desselben machen, ist so groß, daß sie auch bey ihren Erholungen und bey ihren Vergnügungen darauf bedacht waren. Alles, selbst die gesellschaftlichen Spiele dienen ihnen zur Erinnerung an irgend eine heilsame Wahrheit. Wir wollen daher zuerst die Maafsregeln kennen lernen, welche sie genommen haben, um in Rücksicht der Schauspiele diesen Zweck zu erreichen.

Jede groſſe Stadt hat ihr eignes Theater, welches von ihr den Namen führt, bey welchem die Spieler auf öffentliche Kosten unterhalten, und die Einkünfte in die öffentliche Kasse berechnet werden. Man sagt daher: das Theater dieser oder jener Stadt; so wie wir lungefähr zu sagen pflegen: das Wiener, Berliner, das Hamburger, das Frankfurter Theater. Neben diesen werden zwar auch verschiedene andere, kleinere Theater geduldet, und auf Kosten eines Privatunternehmers unterhalten; aber der Gegenstand derselben ist nur das Niedrigkomische, die Posse, welche in obiger Hinsicht für die Aufmerksamkeit der Regierung zu unbedeutend ist. Man verlangt blofs, dafs die herrschende Lustigkeit solcher Stücke nicht in Ausgelassenheit ausarte, und den guten Sitten auf keine Weise Eintrag thue.

Die Nationaltheater führen kein Stück auf, das nicht zuvor vor dem Richter-
 stuhle der Censur geprüft und gebilligt
 worden sey. Man macht es zum wesent-
 lichen Erforderniß eines jeden neuen
 Schauspiels, daß es nicht bloß zu ergöt-
 zen suche, sondern auf einen moralischen
 Zweck hinziele; daß es die Zuschauer
 als Menschen und Bürger vollkommener
 mache. Der Witz, mit welchem oft das
 Lächerliche der menschlichen Schwachhei-
 ten und Thorheiten herausgehoben wird,
 giebt manchen Stücken eine so muntere
 Laune und kräftige Würze, welche durch
 die natürliche Intrigue und eine glückli-
 che Ausführung so wirksam und täu-
 schend werden, daß man mit Grunde von
 ihnen sagen kann: *Castigant riden-
 do mores*. Andere entwickeln die ver-
 borgensten Falten des menschlichen Her-

zens und zerlegen die geheimsten Triebfedern der menschlichen Handlungen. Sie ziehen unsern Leidenschaften die Maske ab, unter der sie sich verborgen haben, und machen es uns dadurch recht anschaulich, wie mißtrauisch und wachsam wir gegen sie seyn müssen. Diejenigen erhalten bey dem Ausgang immer die verdiente Belohnung, welche zum Glück der Menschheit das mehreste beytragen.

Die größten Beyspiele der Tugend, welche die Jahrbücher Feliziens und anderer Staaten erzählen, erblickt man auf diesen Bühnen in ihrem hellsten Glanze. Auch entgegengesetzte Thaten hat man aus ihnen entlehnt, um das Unglück darzustellen, welches aus schlechten Staatsverfassungen entsteht, und die traurigen Folgen zu zeigen, welche aus falschen

Grundsätzen in der Moral und Politik entstehen können. Selbst der oben erzählte tragische Vorfall mit dem jungen Insanias und seinen Bedienten wurde, als Stoff zu einem Drama, unter dem Titel: der tolle Philosoph, noch in demselben Jahre bearbeitet, und machte unglaubliches Glück auf der Bühne. — Kurz, die Theater sind in Felizien herrliche Schulen, in denen man die Herrschaft über sich und Andere gehörig führen lernt.

Bessere Schauspieler und Schauspielerinnen lassen sich nicht denken, als die auf den felizischen Nationaltheatern. Das ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß hier das Talent von zwei Seiten zugleich ermuntert wird. Der gute Schauspieler wird nämlich nicht nur auch gut bezahlt, sondern genießt zugleich der un-

getheilten Achtung seiner Mitbürger, so daß er sich ohne Besorgniß dem Theater widmen und entziehen kann. Man betrachtet und schätzt ihn, wie andere Künstler, welche die Natur copieren, und nur durch vollkommene Nachahmung ihren Zweck erreichen können.

Die Achtung, in welcher die Schauspieler stehen, gründet sich auf den Werth der Verdienste, welche der Staat von ihnen erwartet; auf die gute Wirkung, welche ihre Kunst auf die öffentliche Meynung und auf die Sitten hervorbringt. Man glaubt, daß ein Stand, welcher der Nation so gute Dienste leistet, von derselben auch geehrt zu werden verdiene, daß folglich die Mitglieder desselben, und jedes für sich die persönliche Achtung genießen müsse, welche man andern gu-

ten Staatsbürgern nicht versage. Aus diesem Grunde glaubt man aber auch das Theater nur mit geschickten Personen aus der Klasse der activen Staatsbürger und der Staatsbürgerinnen besetzen zu dürfen. *)

Niemand wird daher bey diesen Theatern aufgenommen, der nicht zuvor den bey den Mitgliedern dieser Klasse gewöhnlichen Eid geschworen hat. Diese Regel, von der man nie eine Ausnahme verstatet, macht das Theaterleben zu einem ehrenvollen Geschäfte, und legt denen, welche sich demselben widmen, die Ver-

*) Ich habe bereits an seinem Orte bemerkt, daß es auch eine Klasse von Staatsbürgerinnen gebe. Die Einrichtung und den Vorthail derselben werden meine Leser noch in der Folge kennen lernen.

bindlichkeit' auf, sich ebenfalls' gegenseitig mit Achtung zu behandeln; sich nichts zu erlauben, was den Sitten, die man von Staatsbürgern verlangt, entgegen wäre, und die sie nicht öffentlich verletzen könnten, ohne zugleich diese schätzbare Qualität zu verlieren.

Mit den kleinen Truppen, von denen ich oben geredet habe, hat es eine ganz andere Bewandniss. Es kann nicht nur weder ein Staatsbürger noch eine Staatsbürgerin auf ihren Theatern erscheinen, sondern es ist auch hinreichend, diesen Titel, auf den sie so stolz sind, auf immer zu verlieren, wenn sie die Rolle eines Possenreissers, eines Boufons gespielt haben. So groß ist die Verachtung, mit welcher man ein solches Geschäft zu betrachten gewohnt ist.

Es ist also nur von den großen Nationaltheatern zu verstehen, was ich von ihrer Mitwirkung zur Belehrung des Volks gesagt habe. Ich muß nur noch bemerken, daß daselbst derselbe Wohlstand, dieselbe Sittlichkeit herrscht, welche auf unsern Familientheatern stattfindet. Ein Vorzug, der mit der ganzen felizischen Theaterverfassung zusammenhängt. Ein so sittlich guter Zustand des Theaters setzt aber eine allgemeine Sittlichkeit des Volks voraus; wo diese verdorben ist, da wird es auch moralisch unmöglich, zu verhüten, daß nicht die Schauspiele der allgemeinen Verderbnis dasjenige wieder zurückgeben sollten, was sie von ihr empfangen haben. Wie kann man dann noch verlangen, daß eine Lebensart, bey der auf Tugend und Sittlichkeit gar keine Rücksicht genommen wird, eben so ge-

achtet werde, als andere, welche Sittlichkeit und Tugend unnachlässig erheischen? *)

Der

*) Ein gutes Schauspiel aufführen, ist in der That kein ehrloses Unternehmen; denn in Erziehungsanstalten und unter den besten Gesellschaften erlaubt man sich es täglich, und wenn die Aufführung eines Stücks etwas Entehrendes wäre, wie könnte man denn dabey ohne Verletzung seines Ehrgefühls als Zuschauer zugegen seyn? Eben so wenig kann es den Schauspielern zur Schande gereichen, daß sie für ihre Kunst bezahlt werden, denn sonst müßte bey allen salarirten Geschäften dasselbe stattfinden. Die Anrüchlichkeit oder wenigstens die Herabwürdigung, welcher dieser Stand in manchen Ländern ausgesetzt ist, muß also einen andern ganz eignen Grund haben, und dieser Grund kann nur in einer Art von Verdorbenheit der Sitten beruhen, welche unter den dortigen Schauspielern zur Gewohnheit worden ist. Ein Verderbnis, welches die öffentlichen Sitten, je nachdem sie rein oder selbst verdorben sind, entweder verursachen oder unterdrücken müssen. Um also die Sittlichkeit der Schauspieler zu verbessern, muß damit angefangen werden, daß man die öffentlichen Sitten zu reinigen suche.

Der Zusammenhang führt mich unmittelbar auf die gesellschaftlichen Spiele. Bey uns sind sie nichts als wahre Spiele; bey den Feliziern aber ein treffliches Mittel zur Belehrung. Die Entwicklung dieser Wahrheit erfordert es, daß ich auf die Urbegriffe, auf die ersten Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung zurückgehe, nach welchen diese Spiele zusammengesetzt worden sind.

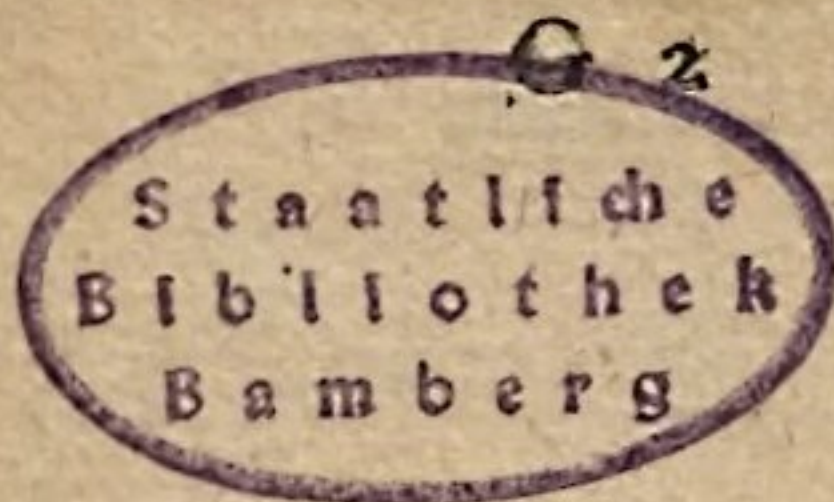
Persönliches Eigenthum, diese Freyheit, unsere Kräfte zur Erhaltung und zum Wohlseyn unsers Individuums zu verwenden, eine Freyheit, welche auf unser vollkommenes Recht zu leben und glücklich zu seyn gegründet ist, wird bey den Feliziern für das vorzüglichste Urrecht gehalten, dessen wir in der Gesellschaft zu genießen haben; ist also die

Quelle der beiden andern Rechte des Eigenthums. Hierauf gründet sich nun folgende Dichtung:

„Persönliches Eigenthum war von jeher das Schooskind, die vielgeliebte Tochter der Natur. Als sie das Alter erreicht hatte, in welchem sie sich selbst überlassen wurde, glaubte sie der vollkommensten Unabhängigkeit geniessen zu können; aber bald fand sie sich grausam getäuscht, sah sich aller Sicherheit beraubt, und fühlte, dafs sie ohne Sicherheit nicht leben könne. Sie entschlofs sich daher, den gemeinsamen Vortheil, als den mächtigsten Fürsten ihrer Zeit, zum Gemahl zu nehmen. Dieser Fürst war ein grofser, friedliebender Gesetzgeber, und fühlte gegen sie eine leidenschaftliche Liebe.

„Das junge Weib lohnte ihrer Seits
 „Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit, und er-
 „kannte gar bald den groſſen Vortheil,
 „die unnachlässige Nothwendigkeit der
 „Gesetze und Pflichten, an die sie durch
 „die eingegangene Ehe gebunden wurde.
 „Ohne sonderliche Anstrengung und groſſe
 „Schmerzen gebar sie zwei Töchter von
 „auſserordentlicher Schönheit, die zum
 „Muster der ausgezeichnetsten Vortreff-
 „lichkeit heranwuchsen. Mit ausdrückli-
 „cher Bewilligung ihres Gemahls schenkte
 „sie der ersten den Lohn von allen Ar-
 „beiten, der zweyten alle liegenden Gü-
 „ter mit ihren Produkten, und nannte die
 „eine Grundeigenthum, die andere
 „Mobiliarvermögen.

„Auf Anrathen des gemeinsamen Vor-
 „theils, ihres Vaters, haben sich beide



„Prinzessinnen vergesellschaftet. Um al-
 „len Zwistigkeiten über den Antheil, wel-
 „chen jede von dem Ertrag ihres gemein-
 „schaftlichen Eigenthums haben soll, zu-
 „vorzukommen, hat man die Concur-
 „renz zum Schiedsrichter erwählt, wel-
 „cher beide Theile blindlings folgen.
 „Diese Concurrency ist eine Tochter des
 „Handels, eines thätigen und verständigen
 „Mannes, den sie in ihre Dienste genom-
 „men haben, und mit welchem sie ganz
 „vorzüglich zufrieden sind. Sie erman-
 „geln daher auch nicht, ihn, in Betracht
 „der grossen Dienste, welche er ihnen
 „täglich leistet, reichlich zu bezahlen.

„Ihr grosses Vertrauen auf die Con-
 „currency entsteht daher, weil dieses wür-
 „dige und geistreiche Weib ein natürlich
 „zartes Gefühl für Billigkeit hat, und weil

„sie, mehr noch aus Charakter als aus
 „Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts, ohne
 „Heftigkeit, ohne irgend einen Zwang,
 „zu Werke geht; eine Tugend, welche
 „der Freyheitsliebe dieser beiden Prinzes-
 „sinnen unendlich schätzbar ist.

„Beide Töchter des persönlichen Ei-
 „genthums haben sich wieder verheira-
 „thet. Der Gemahl der Aeltesten heisst
 „Genie, und ist angeblich ein Abkömm-
 „ling des Himmels, von dem er auf ei-
 „ner purpurfarbenen Wolke herunterge-
 „kommen seyn soll. Die Jüngste heira-
 „thete einen Sohn des Himmels und der
 „Erde, einen schönen jungen Mann, reich
 „an baarem Gelde, und berühmt durch
 „seine einsichtvolle Landwirthschaft.
 „Diese letztere gebar den Ueberflufs,
 „den Stammvater einer zahlreichen Nach-

„kommenschaft; erstere brachte die In-
 „dustrie zur Welt, welche hernach die
 „Mutter aller Künste geworden ist. Man
 „versichert jedoch, daß beide junge Frau-
 „en verschiedenemal eine unzeitige Nie-
 „derkunft hatten. Ihre Schwangerschaft
 „hatte nur dann erst einen glücklichen
 „Ausgang, als es die Gerechtigkeit,
 „welche ihnen von ihrem Vater zur Weh-
 „mutter gegeben war, dahin brachte, daß
 „man ihnen einen geräumigen, mit Mau-
 „ern umgebenen Platz anwies, in wel-
 „chem sie sich, vor allen schädlichen Win-
 „den und vor dem Anfall wilder Thiere
 „gesichert, aufhalten konnten. In dieser
 „reichen und herrlichen Gegend gefiel es
 „dem Frieden und seinem Sohne, dem
 „Wohlseyn, welchen die Götter die
 „Gnade, niemals zu altern, erwiesen ha-
 „ben, ihre Wohnung aufzuschlagen. Dies

„theure Kind fand sich jedoch nicht eher
 „selbst ein, als bis die Freyheit, seine
 „Pflegemutter, zum Empfang desselben
 „Alles gehörig bereitet hatte.“

Diese allegorische Fabel haben die Fe-
 lizier zweyen Spielen zum Grunde gelegt,
 welche, sowohl in Ansehung der Manier,
 mit der man die Tugenden und die ihnen
 eigenthümlichen glücklichen Folgen dar-
 gestellt, als auch in Rücksicht des grotes-
 ken und lächerlichen Gewands, in welche
 man die ihnen entgegengesetzten Verir-
 rungen und ihre schlimmen Folgen ge-
 kleidet hat, überaus lehrreich und unter-
 haltend sind. Die Regeln des Spiels, sein
 Gang und der Gewinn, auf den es hin-
 führt, haben auf obige Ideen eine genaue
 Beziehung, und befördern die Versinnli-
 chung derselben in höchstem Grade. Das

eine dieser beiden Spiele dient zur Unterhaltung auf dem Zimmer; man braucht dazu eine mit verschiedenen Gemälden versehene Tafel. Das andere wird, wie das Mail der Franzosen, im Freyen gespielt, und gewährt den Spielenden eine heilsame Bewegung des Körpers.

Die Felizier haben auch Spielkarten; von ähnlicher Form wie die unsrigen; statt der geschmack- und sinnlosen Figuren, womit wir unter dem Namen König, Dame, Bube u. s. w. die unsrigen verunstalten, enthalten aber die einzelnen Blätter der ihrigen eine Reihe von Sinnbildern aus obgedachter Allegorie. Sie bedienen sich derselben, wie wir uns der gewöhnlichen Karten, zu mancherley Arten von Spielen. Solchergestalt wirkt bey den Feliziern Alles auf einen gemeinschaft-

lichen Zweck hin; so werden die wichtigsten Wahrheiten in allen Ständen des Volks unter Alt und Jung verbreitet. Das Kind, dem die Spielkarten hinlänglich bekannt sind, ist schon von den vorzüglichsten Wahrheiten wohl unterrichtet, und indem es die Regeln der Spiele erlernt, lernt es zugleich die Pflichten eines der-einstigen guten Bürgers.

Zur Uebung der Geschicklichkeit haben sie endlich auch noch ein Spiel, welches mit unserm Billard große Aehnlichkeit hat, nur daß es mehrere Beutel enthält, die in gewinnende und verlierende getheilt werden. Jene sind nach verschiedenen Bürgertugenden benannt, diese hingegen führen den Namen gewisser Fehler und Ausschweifungen. Einer von den Bällen, der sich durch seine Farbe von

den übrigen unterscheidet, heisst Verbannung. Man muß ihn in einen verlierenden Beutel zu spielen suchen, indess man sich zugleich durch den Gegenstoß in einen von den gewinnenden setzt. Macht man die Verbannung in einen gewinnenden Beutel, oder verläuft sich mit seinem Ball in einen verlierenden, so muß man Strafe geben. Diefs sey genug, um den Lesern einen Begriff von den allgemeinen Regeln dieses Spiels zu geben. Die besondern Regeln für jeden Beutel sind sehr sinnreich und wahrhaft belehrend.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gottesverehrung und dessen Einfluß auf öffentlichen Unterricht. — Von dem Feste des heiligen Bundes.

Meinen Lesern wird bereits bey dem, was ich bisher über die öffentliche Erziehung in Felizien gesagt habe, die Bemerkung nicht entgangen seyn, wie man in diesem glücklichen Lande den Bürgertugenden dadurch ein größeres Interesse zu geben sucht, daß man ihnen die Religion zur Mutter gab, und sie durch das Gewand einer religiösen Heiligkeit verschönerte. Vermöge dieser Vereinigung des Himmels mit der Erde, der Gottheit mit den Menschen, müssen Religion und Politik einander wechselseitig unterstütz-

zen, und das Gefühl von der Wichtigkeit dieser Tugenden unendlich erhöhen. *)

In Hinsicht auf diese schätzbare Vereinigung erkennen sie die Nothwendigkeit einer änfsern Gottesverehrung vollkommen an, ob sie gleich überzeugt sind, daß wir der Gottheit nicht mit Worten, sondern mit Werken dienen sollen. Es

*) Nie wird man die Menschen zu etwas Wichtigem vermögen, wenn man sie nicht auch durch wichtige Angelegenheiten ihres Lebens in Thätigkeit zu versetzen weiß. Welche Angelegenheiten können aber den Menschen wichtiger seyn, als die, womit sich die Religion beschäftigt? Ich frage einen jeden Gegner der Religion, was er den Menschen an ihrer Stelle geben wolle, oder ob sie, ihrer bisherigen Religion beraubt, ein besseres Geschlecht werden würden? Cicero war wenigstens ganz anderer Meynung: er behauptete, ohne Religion wären weder Gerechtigkeit, noch Treue, noch überhaupt eine gesellschaftliche Ordnung denkbar.

würde auch in der That zu verwundern seyn, eine Nation ohne äufsern Cultus zu sehen, bey der doch Alles auf öffentliche Belehrung ihrer Individuen abzweckt; welche überall die Wahrheiten zu veranschaulichen sucht, deren allgemeine Kenntnifs sie für wichtig hält, die Alles benutzt, um sich an ihre Pflichten zu erinnern, und die Wichtigkeit ihrer Beobachtung zu vergegenwärtigen.

Keine Stadt, kein Flecken ist in Felizien vorhanden, der nicht nach Verhältnifs seiner Bevölkerung und des Reichthums seiner Einwohner einen mehr oder minder prachtvollen Tempel habe. Denn es ist eine Eigenschaft unsrer Seele, dafs sie durch den Anblick grofser und erhabener Gegenstände ebenfalls zu grofsen und erhabenen Empfindungen gestimmt

wird. Den beträchtlichsten Umfang haben aber diese Tempel besonders in der Hauptstadt jeder Provinz; — hier müssen sie besonders um deswillen vorzüglich geräumig seyn, weil sich alljährig eine unzählige Menge Menschen in derselben versammelt, um das Fest des heiligen Bundes, welches ich sogleich näher beschreiben werde, feyerlich zu begehen.

Zu jedem dieser Tempel gehört eine bestimmte Zahl von Priestern. Sie sind alle aus der Klasse der alten Notablen, und werden in den Provinzialversammlungen durch doppeltes Stimmen gewählt.

Jener innere Richter, den wir das Gewissen nennen, wacht unaufhörlich über alle unsere Gedanken und Handlungen, folgt uns überall und läßt sich durch nichts bestechen. Er ist um so furchtbarer, je

mehr sich seine Gerichtsbarkeit auch auf solche Thaten erstreckt, die sich den positiven Gesetzen entziehen, und auſſer dem Sprengel der bürgerlichen Gerichtsbarkeit gelegen ſind.

Ueberzeugt von dieſen Wahrheiten, betrachten die Felizier die Lehren der Religion als ein unentbehrliches Bedürfnis für jede Staatsgeſellſchaft. Sie glauben, daß alle andere Lehren der Moral ihre Kraft verlieren würden, wenn der natürlich mächtige Eindruck, den die Religion auf unsre Gemüther zu bewirken pflegt, verſchwinden ſollte, und daß eine ſolche Verirrung Verdorbenheit der Sitten und Verachtung der Geſetze zur unausbleiblichen Folge haben müſſe. Sie halten es daher für äufſerſt wichtig, auf alle mögliche Art dahin zu wirken, daß

die Religion ein ehrwürdiges Ansehen erhalte, und da das Beyspiel der beste Lehrmeister ist, so gilt es bey ihnen als Grundsatz, nur Männer von ausgezeichneten Verdiensten bey der äußern Gottesverehrung als Priester anzustellen. Da man nun diesen Grundsatz bey jeder Wahl der Religionsdiener vor Augen hat, so trifft sie auch immer die verdienstvollsten Männer, welche auf die Felizier den glücklichsten Einfluß haben, und daher auch von ihnen mit der größten Ehrfurcht betrachtet werden.

Die Notablen, welche man zu dieser erhabenen Würde gewählt hat, werden keinesweges mit so unmäßigen, bis zur ärgerlichen Verschwendung gehenden Einkünften überhäuft, wie es bey verschiedenen andern Völkern Europens der Fall ist.

ist. Die Ursache liegt am Tage: nicht Geldreichthum verschafft Ehrfurcht in Felizien, sondern allein Talente, persönliche Vorzüge und besondere Reinheit und Einfachheit der Sitten. Die Felizier sind durchgehends Feinde eines ausschweifenden, üppigen Luxus; es würde daher ihren Grundsätzen ganz entgegen seyn, wenn sie eine so ehrwürdige Klasse in Gefahr setzen wollten, durch den falschen Schimmer des Geldes zu blenden; ein Schimmer, der unglücklicherweise den Glanz wahrer Tugenden für Viele entbehrlich zu machen scheint. *)

*) Mit Recht erklären sich die Felizier für Feinde des Luxus und der Ueppigkeit. Denn dieß Uebel ist für jeden Stand, in welchen es sich einschleicht, eine wahre Pest, die durchs bloße Berühren ansteckt. Durch sie giengen die Reiche in Asien zu Grunde, dann die Griechen, nach den Griechen die Römer, und so werden Luxus und Ueppigkeit

Der Gehalt, welchen man den Religionsdienern anzuweisen pflegt, zeugt jedoch von nichts weniger als Sparsamkeit. Man wollte sie in den Stand setzen, recht viel Gutes zu thun, und ein langes Herkommen scheint ihnen die Wohlthätigkeit zu einer besondern Pflicht gemacht zu haben, in deren Erfüllung sie sich auch niemals saumselig finden lassen. Diese Einrichtung ist dem System der Felizier vollkommen entsprechend. Sie betrachten die Gottheit als ein unendlich gütiges Wesen, und folgern daraus, daß auch die Diener der Religion Diener der Wohlthätigkeit seyn müssen, und daß man verbunden sey, ihnen die Mittel zur Aus-

noch ferner den Untergang der Staaten befördern, weil die Völker, welche ihnen frohnen, unausbleiblich zur Sittenlosigkeit und Entkräftung herabsinken.

übung derselben an die Hand zu geben. Die Wohlthätigkeit der Priester beschränkt sich jedoch keinesweges auf bloße Geldunterstützung. Friede und Einigkeit im Schoosse der Familien zu unterhalten, eine herzliche Bruderliebe den Seelen ihrer Mitbürger einzuhauchen, in ihrer Mitte wie Väter unter ihren Kindern zu leben, die Leiden des menschlichen Elends durch die Betrachtung der Glückseligkeit zu versüßen, welche der Tugend in einem andern Leben bevorsteht — dieß sind die wichtigsten Dienste, welche die Diener der Religion ihren übrigen Mitbrüdern wirklich leisten. *)

H 2

*) Der Einfluss, welchen die Religion auf den Geist der Felizier behauptet, ist zwar sehr groß, aber wie weit mächtiger würde sie nicht wirken, wenn sich zu dem Lichte der Vernunft noch das Licht der Offenbarung gesellte?

Die gottesdienstlichen Handlungen, welche ihnen ihr Amt auflegt, bestehen darin, daß sie sich an jedem Neumond in dem Tempel einfinden, in welchem sich alle Einwohner zu versammeln pflegen. Selbst der König und sein ganzer Hofstaat erscheinen in dem Tempel desjenigen Orts, an welchem sie sich zur Zeit dieser Versammlung gerade befinden.

Einer von den Priestern spricht sodann in einer herzlichen, erbaulichen Rede, über irgend einen Gegenstand der Moral, wobey er sich immer bemüht, die Pflichten, an die er seine Zuhörer erinnert, auf die Gottheit selbst als ihren ersten Urheber zurückzuführen, und zu zeigen daß wir keinen Augenblick unterlassen können, sie in unsern Handlungen zu befolgen, ohne die schuldige Ehrfurcht gegen

das höchste Wesen zu verletzen, uns selbst herabzuwürdigen, und unser eignes Interesse zu beeinträchtigen. Er schließt allemal mit folgender erhabenen Ermahnung: „Vergelst nicht, meine Brüder, „dafs uns ein unendlich gutes Wesen zu „seinem Ebenbilde geschaffen hat. Laßt „uns dieses Vorzuges würdig seyn, und „auch denjenigen verzeihen, die uns be- „leidigt haben. Nie müsse uns am Abend „ein Gefühl verfolgen, das unsern Schlaf „bey Nacht und unsern Verstand bey Ta- „ge beunruhigen könnte. Doch das ist „noch nicht genug; Niemand darf sich „rühmen, der nur denen Gutes thut, die „er liebt; der Dienste mit Gegendiensten „erwiedert. Die Tugend rächt sich durch „Wohlthun; nach diesem erhabenen Ziele „der Vollkommenheit müßt ihr hinstre- „ben. Folget dem Beyspiele der güt-

„gen Gottheit: der Thau des Himmels
 „erquicket auch die Saaten des Böse-
 „wichts.“*)

Nach Vollendung der Rede nähert er sich dem Altar, um mit lauter Stimme öffentlich zu beten: „Grosser Urheber
 „unsers Daseyns und aller lebenden We-
 „sen, Allmächtiger, der Du mit Deinen
 „bloßen Gedanken Welten schaffen, er-
 „halten und vernichten kannst — Göttli-
 „cher Geist, der Du alles siehst, und den
 „wir nicht sehen, ob Dich gleich Deine
 „Macht und Deine Weisheit an jedem

*) „Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute,
 er läßt es regnen über Gerechte und Ungerechte.“

— Ich kann nicht umhin, folgende schöne Maxi-
 me des Malebranche hier noch anzuführen:

„Unsre Verachtung, welche das Laster verdient,
 darf nie zugleich die damit behaftete Person tref-
 fen, denn diese kann am kommenden Morgen um-
 kehren, und den Pfad der Tugend betreten.“

„Orte verkündigen. Es giebt kein wah-
 „res Gut für uns, als das Glück Dir zu
 „gefallen; ein Glück, dessen wir nur
 „durch unbefleckte Reinigkeit unsers Her-
 „zens, und durch stäte Unterwürfigkeit
 „unter Deine Gesetze theilhaftig werden
 „können. Aber, ach! unser Verstand ist
 „Finsterniß und unsre Stärke ist Schwach-
 „heit. Würdige uns also Deiner Lei-
 „tung, erhalte uns auf dem Wege zur
 „Vollkommenheit, für welche Du uns be-
 „stimmt hast.“

Hierauf stimmen alle Anwesende eine
 Art von Hymne an, welche auf das so
 eben gesprochene Gebet Bezug hat, und
 mit der sich diese religiöse Cärimonie
 endiget, die zu derselben Stunde beym
 Eintritt des Neumondes in allen Tem-
 peln Feliziens gefeiert wird. Von jenem

ausschweifenden Aberglauben, durch den so viele Nationen ihre Gottesverehrung entweiht und herabgewürdigt haben, findet man hier nicht die mindesten Spuren. *)

Wird eine Gegend von Felizien mit irgend einer Landplage heimgesucht, so nimmt der Redner Gelegenheit davon zu sprechen, und sagt seinen Zuhörern am Schlusse: „Vielleicht hat man sich „in diesem Lande der Hülfbedürftigen „nicht thätig genug angenommen: Jeder „von uns eile also, das Versäumte nach- „zuholen. Diefß wird uns ein Mittel seyn,

*) Wenn ich mir vorstelle, daß Millionen Menschen in einem und demselben Augenblicke beschäftigt sind, ihrem gemeinschaftlichen Urheber ein solches Opfer zu bringen, so ergreift mich allemal ein unwillkührliches Gefühl, das mich bis zu diesem angebeteten Schöpfer erhebt.

der göttlichen Barmherzigkeit würdig zu werden, die wir über unser Schicksal zu erflehen im Begriff stehen.“ Nach dieser Ermahnung veranstaltet man eine Collecte, in welcher allemal beträchtliche Summen gesammelt werden, bey deren Vertheilung alle mögliche Maafsregeln genommen werden, um Missbräuche zu verhüten und keinen Hilfsbedürftigen zu übergehen. Diese Werke der Mildthätigkeit vertreten bey den Feliziern die Stelle der Opfer und anderer Versöhnungen, zu welchen die heidnischen Völker von je her in ähnlichen Fällen ihre Zuflucht nahmen.

Das Fest des heiligen Bundes wird alle Jahr nur einmal gefeiert, ist aber weit majestätischer, weit imposanter, als die gewöhnliche Neumondsfeier. Man

nennt es das Fest des heiligen Bundes, weil an diesem grossen Tage die Eide erneuert werden müssen, welche man als von der Gottheit gegeben und der Gottheit geschworen betrachtet.

Nicht die Einwohner der Stadt allein, sondern fast alles Volk aus der ganzen Provinz versammelt sich an diesem festlichen Tage im Tempel. Jede Klasse der Nation hat alsdann ihren besondern Platz, damit jede den ihr eigenthümlichen Eid schwören könne.

In dem Tempel befindet sich nur ein mit einem weiten Gitterwerk befriedigter Altar, zu dem man auf einigen Stufen aufsteigt. Auf der untersten Stufe steht ein Thron für den König, der solchergestalt erhaben genug sitzt, um von allen Anwesenden gesehen werden zu können. Er ist

von allen Phronimonten und Virtukols umgeben, die sich zur Zeit des Festes in der Stadt befinden. *)

Die Feierlichkeit wird von einem zahlreichen Chor mit einer grossen Motette und einer grossen Symphonie eröffnet. Der Text dazu bleibt immer der nämliche und besteht in folgenden Zeilen:

„Allmächtiger, nimm mit gnädigem
 „Wohlgefallen unsere Huldigung an.
 „Göttlicher Zeuge unsers Schwurs, Dei-
 „ne Allgegenwart macht ihn uns heilig.
 „Deine Gerechtigkeit strafe den Ruchlo-

*) Auf diesem Altar erblickt man das Bild der Gottheit in Menschengestalt. In der einen Hand hält die Statue eine Kugel, als das Symbol des Weltalls, in der andern Hand ein Buch mit den, dem Universum gegebenen, allgemeinen Gesetzen. Der Zirkel um ihrem Haupte, als das Sinnbild der Ewigkeit, besteht aus einem Sternenkreise, dessen Strahlen sein Antlitz verbüllen.

„sen, der ihn treulos zu brechen ver-
 „mag. Allmächtiger Gott, nimm gnä-
 „dig auf die Huldigung Deiner Ge-
 „schöpfe.“

Dieser Musik folgt eine Rede, die auf die Feier des Festes Bezug hat, und in welcher man allezeit den R a g a (den Allgerechten) als Urheber und Gesetzgeber der bürgerlichen Gesellschaften darstellt. Die wichtigen Grundwahrheiten der gesellschaftlichen Ordnung und die Nothwendigkeit grosser Tugenden werden von dem ehrwürdigen Redner in das hellste Licht gestellt, und mit den lebhaftesten Farben geschildert. Einem beständigen Herkommen zufolge, muss dann die Rede allemal mit folgendem Schlusse geendigt werden: „Dieser grosse Tag erinnere Euch, Felizier, an das, was Ihr der

„Gottheit schuldig seyd, durch dessen
 „Güte alles bestehet; er erinnere Euch
 „an die Gesetze, welche seine Weisheit
 „für alle vernünftige Wesen festgesetzt
 „hat; an den Monarchen, dem die Ge-
 „setze ihre oberste Macht anvertraut ha-
 „ben, damit er Euer Glück sicher stelle;
 „er erinnere Euch an andere Menschen,
 „Eure Brüder, und erhalte in Euch sol-
 „chergestalt die Spuren des göttlichen
 „Ursprungs.“

Nach Vollendung dieser Rede liest
 Einer von den vier Ministern die Grund-
 gesetze des felizischen Staates und fol-
 genden für den König abgefafsten Eid
 vor: „Ich Bürger von Felizien, den die
 „Gesetze auf den Thron dieses Reichs
 „erhoben haben, um der thätigste Be-
 „förderer seines Glück zu seyn; ich, den

„sie mit der ganzen Macht des Staats aus-
 „gerüstet haben, um in ihrem Namen die
 „Nation zu schützen und zu regieren; ich,
 „der Vater des Volks und das Auge der
 „Nation, für deren Wohl ich wachen soll,
 „indess sie die Ruhe erquickt — ich
 „schwöre, als Bürger ein sprechendes
 „Beyspiel von Unterwürfigkeit zu geben,
 „die wir den Gesetzen schuldig sind; ich
 „schwöre, als König ein sprechendes Bey-
 „spiel von Eifer zu geben, mit dem man
 „über die Beobachtung derselben halten
 „muss. Deine Gerechtigkeit, Allmächtiger,
 „hat mir diesen Eid vorgeschrieben,
 „lass mich ihn also vor deinem Throne
 „schwören. Himmel und Erde sey Zeuge,
 „dass ich bey deinem heiligen Namen
 „gelobe, ihn niemals zu vergessen.“

Während dem Vorlesen dieser Formel
 pflegt der König zu stehen; hierauf naht

er sich mit der Krone auf seinem Haupte dem Altar, läßt die eine Hand auf demselben, die andere aber auf dem Nationalcodex ruhen, und spricht dann mit lauter Stimme: „Ich schwöre es zu Gott, der mich sieht; ich schwöre es der Nation, die mich hört.“

Nach dieser Erneuerung des königlichen Eides, schwören alle Bürger nochmals den ihrigen, welchen sie bey ihrer Aufnahme abgelegt haben, und so werden nach und nach alle besondere Eidesformeln der Virtukols, der Notabeln, der Magistratspersonen, der Krieger und der Sideristen wiederholend beschworen.

Kaum sind diese Formalitäten beendigt, so erhebt sich die ganze Versammlung, nur der König bleibt auf seinem Sitze; eine Art von Waffenherold, mit dem Sinn-

bilde der felizischen Nation, geht in Begleitung zweyer Tambours, welche vor ihm her die Trommel rühren, und zweyer ihm nachfolgender Trompeter mit reich geschmückten Instrumenten, mitten durch den Tempel, und naht sich endlich der Einfassung, innerhalb welcher sich der König befindet. Bey der Annäherung salutirt er ihm mit Ehrfurcht, und wendet sich hierauf zur Versammlung. Nach einem vorgängigen dreymaligen Ruf der Trompete, ertönen endlich folgende Worte des Wappenherolds: „Dem überschwänglich guten Könige, welcher die Wohlthätigkeit zu der ersten Pflicht eines Regenten macht; dem überschwänglich gerechten Könige, dessen Tugenden Einheimische und Fremde verehren; dem überschwänglich grossen Könige, der seine Grösse in der Grösse der Na-

Na-

„Nation sucht; diesem Könige schwören
 „wir, im Angesicht des Allmächtigen, Lie-
 „be, Gehorsam, Treue. Er beherrsche
 „ewig unsere Herzen.“

Bey diesen Worten erheben sich alle
 Arme in die Höhe, das Geräusch von tau-
 send Instrumenten mischt sich unter den
 jubelnden Zuruf, der den Enthusiasmus
 des besten Volks für den besten König
 laut genug verkündigt.

So endet sich diese erhabene und hei-
 lige Feyerlichkeit, von der ich nur die
 vorzüglichsten Umstände angegeben habe,
 obgleich die übrigen, um der Kürze wil-
 len übergangenen Cerimonien insgesamt
 eben so interessant sind. Die Feyerlich-
 keit endiget sich aber nur in dem Tem-
 pel, um in der Stadt von neuem zu be-
 ginnen. Mehrere Familien vereinigen sich

zu einer Menge kleinerer Versammlungen, deren gemeinschaftlicher Zweck die Freude ist. Ehe man sich zu Tische setzt, nahen sich die verehelichten Personen einem dazu erwählten Präsidenten, und legen in seine Hände erneuernd den Eid ab, den sie bey ihrer Verheirathung geschworen haben. Aeltern und Kinder umarmen sich dann so zärtlich, daß sich viele der Thränen, des unzweydeutigen Merkmals ihrer Rührung, nicht enthalten können.

Der übrige Theil des Tages wird wie am Feste der Ehre zugebracht, nur mit dem Unterschiede, daß man, um auch andern Völkern den Brudersinn zu erkennen zu geben, welcher die Basis der felizischen Politik ausmacht, die fremden Minister zur königlichen Tafel zieht, und

alle andern Ausländer, die sich haben einschreiben lassen, zum freudigen Gastmahl in die dazu bestimmten Säle einladet.

Bisher habe ich zwar nur von dem heiligen Bundesfeste zu Vandarasor gesprochen, allein die nämliche Feyerlichkeit findet an dem nämlichen Tage in allen Hauptstädten der Provinzen statt, nur mit dem Unterschiede, daß die Stelle des Königs von dem Virtukol-Statthalter vertreten wird.

Obgleich die Tempel in Felizien, in Rücksicht auf Gröfse, Form und Schönheit, sehr verschieden sind, so haben doch die Tempel der Hauptstädte in Einem Stücke eine unsrer Aufmerksamkeit würdige Gleichheit. An der Hauptpforte derselben erblickt man nämlich einen Stamm-

baum in halb erhabener Arbeit. Am Fusse desselben ruht die Vernunft in Gestalt eines Mädchens von ädler, majestätischer Schönheit. Mit der einen Hand zeigt sie auf diesen fruchtreichen Baum, mit ihrer Fackel in der andern Hand erleuchtet oder zerstreut sie dicke Wolken, zwischen denen sich verschiedene, halb menschliche, halb thierische Ungeheuer verborgen halten.

Ein aufgethürmter Haufe von Kugeln scheint durch eine gemeinschaftliche Vereinigungskette zusammenzuhängen, und wird von einer Hand aus den Wolken schwebend erhalten. Man begreift leicht, daß der Sinn dieser Allegorie auf die Lehre der Felizier von der Mehrheit der Welten, und auf das zusammenhängende System des Universums hinzielt.

Aus der Mitte dieser Welten erhebt sich der vorerwähnte Baum, welcher durch die Richtung seiner Aeste, und die an denselben angebrachten Inschriften zeigt, daß Gott der Urheber aller Ordnung und aller Naturgesetze sey; daß aus dieser Ordnung und aus diesen Naturgesetzen die bürgerlichen Gesellschaften entsprungen sind; daß die bürgerlichen Gesellschaften den Rechten und Pflichten, als den einzigen Titeln der Freyheit, das Daseyn geben; daß aus Rechten und Pflichten die bürgerlichen Gesetze entsprossen sind, welche uns die erstern verkündigen; daß aus den bürgerlichen Gesetzen die Magistrate, die Staatsgewalten und Könige entstanden; daß auf die Vereinigung dieser drey Gegenstände innerer Friede und öffentliche Sicherheit gegründet sind; und daß wir endlich die-

sem Frieden und dieser Sicherheit, Kunst-
fleiß, Ueberfluß und Wohlthätigkeit zu
verdanken haben.

Zweyundzwanzigstes Kapitel.

Anstalten, welche die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit betreffen. Besondere Untersuchung über die Geschwornen.

Das zehnte Kapitel gab uns einen Begriff von der Organisation, welche die Magistraturen in Felizien erhalten haben; das gegenwärtige wird die einzelnen Verrichtungen dieser Magistraturen, besonders aber einige Hauptzweige der peinlichen Gerechtigkeitspflege darstellen.

Bevor über diese Gegenstände etwas gesetzliches decretirt wurde, unterhielt man lange Debatten über die Frage, ob es zuträglich sey, Geschworne in der peinlichen Gerechtigkeitspflege einzufüh-

ren, oder nicht? Diejenigen, welche der bejahenden Meynung waren, hatten das Beyspiel eines benachbarten mächtigen Volks für sich, welches allgemein für ebenso weise als aufgeklärt gehalten wurde. Sie stützten sich auf dieß Beyspiel um so mehr, da sie einen Plan zur Verbesserung dieser Anstalt beybrachten, welcher die mit der Annahme von Geschwornen verbundenen Schwierigkeiten heben sollte. Da man wohl einsah, daß die Gründe für und wider eine reifliche Prüfung erforderten, so faßte man den Entschluß, unter dem Vorsitze des Verilok eine eigne Commission deshalb niederzusetzen. Aus den Gesprächen dieses Vorsitzers und besonders auch einer bejahrten Magistratsperson, die sich unter den Commissarien befand, will ich einen gedrängten Auszug der Debatten zusammenstellen, welche

diese Frage veranlaßte. Es ist genug, wenn wir nur die Hauptmomente der nachfolgenden Entscheidung kennen lernen.

„Meine Herren,“ sagte der ehrwürdige Greis, „ich werde meine Meynung um so freymüthiger sagen können, da ich seit langer Zeit mein Richteramt niedergelegt habe, und bey den wenigen Lebenstagen, die mir noch zuertheilt seyn möchten, nicht befürchten darf, daß persönliches Interesse meine Meynung bestimme. Ich kenne keinen andern Vortheil, als das Wohl künftiger Generationen; für diese allein werde ich jetzt sprechen.

Die Vertheidiger der Einführung eines Gerichts von Geschwornen sehen wohl ein, daß bey dieser Anstalt manche Ver-

brechen ungestraft bleiben würden; eine Strafflosigkeit, welche den Gesellschaftsvertrag geradezu aufheben würde, denn sie vernichtet die öffentliche Sicherheit, und folglich auch alle Arten des Eigenthums. Sie suchen aber diesen Einwurf mit einer Art von Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit durch die Bemerkung zu entkräften, daß es besser sey, hundert Strafbare den Händen der Gerechtigkeit entkommen zu lassen, als einen einzigen Schuldlosen aufzuopfern; gerade als wenn es eine unvermeidliche Alternative sey, so daß sich die Gefahr auf der einen Seite nur in so fern abwenden lasse, als man sich der andern unbedingt preisgebe.

„Diese schönklingende Maxime sagt jedoch im Grunde nichts anderes, als:

„zwischen der Gefahr, einen einzigen Unschuldigen oder Tausende von Unschuldigen umkommen zu lassen, dürfe man nicht wählen, sondern ohne Bedenken die letztere vorziehen.“ Ich sehe, dieß Paradoxon ist Ihnen befremdend, und empört Ihre Gefühle; es drückt indeß nur mit andern Worten dasselbe aus, was in obiger so scheinbar menschenfreundlichen Maxime enthalten ist. Um sich davon zu überzeugen, dürfen Sie nur den gegebenen Fall als wirklich denken, und annehmen, daß hundert Verbrecher wieder auf freyen Fuß kommen, und also durch die Hofnung, auch in der Zukunft der verdienten Strafe zu entgehen, zu neuen Bubenstücken aufgemuntert werden. Nichts ist in der That lobenswürdiger, als einen Schuldlosen zu retten; aber sind es die Geschwornen, de-

ren man sich mit Sicherheit dazu bedienen kann? Gewiss nicht! Heute würdet ihr den Schuldlosen vor dem Schwert des Gesetzes schützen, damit er morgen unter den Dolchstichen eines oder mehrerer Mörder blute, die von den Geschwornen ungestraft in Freyheit gesetzt wurden.

„Es ist nicht genug, zu verhüten, daß die Gesetze keinen braven Bürger unschuldig verurtheilen, sondern sie müssen ihn auch beschützen. Sie können ihn aber nicht schützen, wenn sie begangene Verbrechen ungestraft lassen. Jede Anstalt, welche die beabsichtigte Sicherstellung der Unschuld dadurch zu bewirken suchte, daß sie durch allzugroße Gelindigkeit auch die Verbrecher der verdienten Strafe entgehen liefs, würde sie in der Fortsetzung ihrer Unthaten nur noch küh-

ner machen, und also die öffentliche Sicherheit eher vermindern, als vermehren.

„Diese erste Bemerkung über die nachtheiligen Folgen der Anordnung von Geschwornen, bezieht sich bloß auf die Verbrecher, welche man freyzusprechen kein Bedenken trägt; nunmehr wollen wir die Wirkungen einer solchen Anstalt auch in Ansehung der Schuldlosen betrachten, welche man dadurch zu retten sucht. Es wird sich zeigen, daß sie eine, der Erwartung ganz entgegengesetzte Wirkung hat, und vermöge ihrer ganzen Natur die Gefahr des Schuldlosen nur noch vermehrt, anstatt ihn, wie man wünschte, sicher zu stellen. Mir wenigstens ist es nicht begreiflich, wie man hoffen darf, daß sich der Richter, von dem man zugiebt, daß er sich leicht zu Gunsten des

Verbrechers irren könne, niemals zum Nachtheil der Unschuld täuschen werde.

„Ich gestehe gern zu, daß der neue Plan, nach welchem bey uns die Geschwornen eingeführt werden sollen, grossen Scharfsinn und viele Weisheit verräth, daß er der beste ist, den man sich nur ausdenken kann; indess ich aber den guten Absichten der Erfinder Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich eben so unbefangen einige Fehler bemerken, die mir an demselben aufgefallen sind, und wovon er, nach meiner Ueberzeugung, unmöglich befreyt werden kann, ohne ihm eine ganz andere Form zu geben, und die ganze Anstalt völlig umzuändern.

„Dem vorliegenden Plane zufolge sind die Geschwornen unumschränkte Schiedsrichter über Ehre und Leben ihrer Mit-

bürger. Um diese fürchterliche Gewalt zu erhalten, werden weder Kenntnisse, noch Fähigkeiten, noch moralische Eigenschaften erfordert. Denn aus welcher Klasse werden die Geschwornen wirklich genommen? Aus einer Klasse, wo es keines von diesen Vorzügen bedarf, in die jeder Bürger zum Mitglied aufgenommen wird, der sich in einem, wenn auch sehr mässigen, wahren oder scheinbaren Wohlstande befindet. Ist man hier einmal aufgenommen, so befindet man sich auch unter denen, welche dereinst durchs Loos berufen werden, um, als einer von den Zwölfen oder Funfzehnern, ohne vorgängige Belehrung in erster Instanz über die wichtigsten Angelegenheiten anderer Bürger, über Angelegenheiten zu entscheiden, um derer willen wir uns zur bürgerlichen Gesellschaft vereinigt haben; über

Gegenstände, welche uns der Gesellschaftsvertrag garantiren soll; über Rechte, auf die sich alles gründet, was wir unter den Menschen besitzen.

„Sollte man also wohl im Ernst die Anordnung eines solchen Gerichts von Geschwornen für ein untrügliches Mittel halten können, durch welches die angeklagte Unschuld vor ungerechten Aussprüchen gesichert werde? Ich frage Sie, meine Herren, wer von Ihnen wollte wohl, wenn er unverschuldet angeklagt würde, sein Schicksal lieber von einer kleinen Anzahl durch's Ungefähr, auf kurze Zeit und aus einer solchen Klasse ernannter Geschwornen, als von dem Ausspruche eines permanenten Gerichtshofes abhängen lassen, dessen Mitglieder von dem Vertrauen ihrer Mitbürger aus einer edleren Klasse
auf

auf Lebenslang erwählt wären, die sich folglich auch durch anhaltende Uebung und vieljährige Erfahrung weit mehr Fähigkeit zu einem so wichtigen Geschäft erworben hätten? Ich bin im voraus überzeugt, je größer Ihr Vertrauen zu diesen Richtern wäre, je mehr würden Sie vor erstern erzittern.

„Wollte man mit den Vertheidigern der gegentheiligen Meynung behaupten, daß unter einer so zahlreichen Menge von Personen, die ihr äußerer Wohlstand und das Loos unmittelbar zu Geschwornen gemacht hat, eine Auswahl getroffen, und so dem Uebel abgeholfen werden könne: so antworte ich ihnen, daß dies ihrem Plane geradezu widerspricht, und die wesentliche Natur desselben verändert. Dann müßte man dem System der Gleich-

heit entsagen, auf welchem das ganze Gebäude dieser Art von Gerechtigkeitspflege beruht -- müßte dem Angeklagten die Freyheit nehmen, sich nach Gutbefinden diejenigen Geschwornen zu verbitten, zu welchen er kein Vertrauen hätte; eine Freyheit, welche zum Wesen dieser Gerichtsform gehört, ob sie gleich manche Unbequemlichkeiten mit sich führt; — man müßte die Ernennung der Geschwornen nach gewissen Grundsätzen anordnen und auf Lebenszeit gelten lassen, anstatt daß sie, nach dem vorliegenden Plane, vom Zufall abhängt, und eine kurz vorübergehende Gewalt ertheilt — mit einem Worte: man müßte das Amt der Geschwornen zur Magistratur erheben, um von ihnen eben so weise und gerechte Aussprüche, als von ordentlichen Gerichtshöfen, erwarten zu können.

»Doch das ist's noch nicht Alles! Diejenigen, welchen die Wahl der Geschwornen übertragen worden wäre, könnten sie nach Belieben nur auf die ihnen ganz ergebenen Personen fallen lassen, um sich dadurch einen mächtigen Einfluß auf alle Entscheidung der Geschwornen zu verschaffen und die geschwornen Richter zu blinden Werkzeugen ihrer Leidenschaften zu machen. Himmel, welche Macht würde man nicht ihren Händen anvertrauen! Eine Macht, welche alle Arten des gefährlichsten und furchtbarsten Despotismus weit hinter sich liefs. Ich halte diefs gerade für die Hauptursache, warum die Ernennung der Geschwornen nicht auf freyer Wahl, sondern auf Entscheidung des Looses beruhen sollte.

„Aber auch gegen das nachgelassene willkührliche Verbitten der Geschwornen

erkläre ich mich nicht ohne Grund. Ein Gesetz, welches erlaubt, sich nach Gutbefinden eine Reihe Geschworne zu verbitten, beweist, wie wenig Vertrauen die Geschwornen einzuflößen vermögen; welches sich auch aus ihrer Ernennung durchs Loos sehr wohl erklären läßt. Diese Freyheit scheint mir indess das Uebel, welches sie vermindern soll, nur noch größer zu machen; der Bösewicht wird nicht ermangeln, sich diejenigen zu verbitten, welche er für die rechtlichsten Leute hält; und hat der öffentliche Ankläger schlechte Absichten, so wird er es natürlich nicht besser machen.

„Wenn aber eine Anstalt in ihrer ursprünglichen Einrichtung Fehler hat, und auf irrigen Principien beruht, so fällt man gewöhnlich aus einem Uebel, dem man

abhelfen will, ins andere: so hat Sie z. B. die Nothwendigkeit einer solchen Ernennung durchs Loos vermocht, eine auffallende, der gesunden Moral ganz entgegengesetzte Verordnung in Ihren Plan aufzunehmen. Nach derselben werden nämlich alle Mitglieder der zum geschwornen Gericht bestimmten Klasse mit Degradation und einer Geldbusse bestraft, wenn sie nach vorgängiger Aufforderung zur Verrichtung ihres Berufs nicht erscheinen; nichts entschuldigt den Aufsenbleibenden, als allein eine schwere Krankheit. Wo bleibt nun hier die Freyheit, sich in seinen häuslichen Angelegenheiten zu entfernen? Jeder muß auf seinem Posten bleiben, weil ihn das Loos zum Geschwornen ernennen könnte.

„In diesem Zwange liegt ein neuer Beweis von der Mangelhaftigkeit des vor-

gelegten Plans. Die Unfähigkeit, einem so wichtigen Geschäfte Gnüge zu leisten, ist für niemand ein giltiger Grund, sich davon zu entfernen; einem Jeden ist die Freyheit benommen, sich vorgängig zu prüfen, ob er auch die erforderliche Geschicklichkeit besitze. Sollte ich auch von meiner Unfähigkeit überzeugt seyn, sollte ich Schwachheiten an mir entdecken, vor denen ich mich nicht schützen kann, und mein Gewissen mir folglich die Uebernahme eines öffentlichen Geschäfts untersagen, bey dem ich mich, wie ich im voraus überzeugt wäre, als einen Diener des Unrechts zeigen würde; so würde man mir doch verbieten, der Stimme meines Gewissens Gehör zu geben, so sehr ich auch dazu verpflichtet wäre. Man tyrannisirte also mein Gewissen, und sagte mir damit: „wir wollen weder auf Deine in-

„nere Stimmung, noch auf Deine persö-
 „lichen Fähigkeiten Rücksicht nehmen:
 „Deine Aussprüche mögen gut oder
 „schlecht seyn, das hat nichts zu bedeu-
 „ten; das Loos hat entschieden, und Du
 „mußt Dich als Richter einstellen. Um
 „jedoch Dein Gewissen zu beruhigen, er-
 „kläre ich Dir, daß Du nur blindlings
 „seinen Eingebungen zu folgen brauchst,
 „und übrigens wegen der Irrthümer, zu
 „welchen es Dich verleitet, ganz unbe-
 „sorgt seyn kannst. Sey nicht verlegen,
 „einen Schuldigen frey zu sprechen, aber
 „hüte Dich, einen Schuldlosen zu verur-
 „theilen.“ Nun wohl, ich muß und
 gebe also eurer Zudringlichkeit nach!
 damit ich aber nie in Gefahr komme,
 einen Unschuldigen zu verurtheilen, so
 fasse ich zugleich den festen Entschluß,
 keinen Verbrecher zu bestrafen. Dieß

ist die Sprache, welche gewifs viele Geschworne im Innersten ihrer Seele führen; denn bey aller ihrer Unwissenheit, und ihrer Schwachheiten ungeachtet, muß man doch annehmen, daß sie im Grunde ihrer Seele ehrliche Menschen sind; sind sie es nicht, so muß die Unschuld Alles befürchten, und die Bosheit kann Alles erwarten. Man antworte mir nicht, daß der Dienst der Geschwornen als eine öffentliche Pflicht zu betrachten sey; dieß wäre die irrigste unter allen Vorstellungen. Jede öffentliche Pflicht ist eine gemeinschaftliche, um des allgemeinen Besten willen anerkannte Verbindlichkeit; sie kann daher nur in den Fällen stattfinden, wo das allgemeine Beste offenbar in Gefahr kommt. Was verlangt aber im vorliegenden Falle das allgemeine Beste? Daß die Gerechtigkeit sorgfältig

und unparteiisch verwaltet werde, daß man folglich nur solche Männer als Richter anstelle, welche die dazu erforderlichen Eigenschaften haben. Anstatt daß also das allgemeine Beste einen jeden Bürger ohne Unterschied dazu verbindlich machen sollte, verlangt es vielmehr, daß sich niemand dieser wichtigen Angelegenheit unterziehe, welchem die dazu erforderlichen Fähigkeiten mangeln. Außerdem müßte ja auch die Ausübung der Heilkunde und der Arzneywissenschaft für öffentliche Pflicht gehalten werden.

„Eine andere noch auffallendere Bemerkung: welche Herrschaft wollen wir erkiesen?“ „Die Herrschaft der Gesetze!“ „Was heißt aber, unter der Herrschaft der Gesetze leben? Nichts an-

ders, als beständig von den Gesetzen unumschränkt regiert und gerichtet werden, ohne dafs je die Willkühr eines Menschen den geringsten Antheil daran nehme. Dafs nun aber von Geschwor-
nen gerichtet, oder nach Willkühr gerichtet zu werden, eins und dasselbe sey, ist leicht zu beweisen.

„Dem herrschenden Gesetze gnügt es nicht, die Strafen der Vergehungen festzusetzen, es bestimmt auch die Natur des Beweises, welcher erfordert wird, um diese Strafen in Anwendung zu bringen. Aus Besorgnifs, der Richter möchte sich verirren, schreibt es ihm den Gang vor, den er beyin Aufsuchen dieser Beweise zu beobachten hat; zeichnet ihm die Grade des Beweises, damit er sie darnach klassifizire, und ja nicht blofse Vermuthungen mit wirklichen Beweisen verwechsele; mit

einem Worte, es giebt ihm die Wage in die Hand, auf welcher er die belebten und leblosen Zeugnisse, d. h. die Aussagen lebender Personen, und die von leblosen Dingen hergenommenen Beweise abwägen könne. Auf diese verschiedenen Specialregeln läßt dann das Gesetz die allgemeine Vorschrift folgen. So oft diese erforderlichen Beweise vorhanden sind, muß der Angeschuldigte verurtheilt werden; sind aber die vorhandenen Beweise nicht vollständig, so werde das Urtheil aufgeschoben. Hieraus folgt, daß der Ausspruch des Richters, der diese Regel beobachtet, er mag nun verurtheilen oder lossprechen, schon im voraus von dem Gesetz dictirt ist. Anders ist es auch unter der Herrschaft der Gesetze nicht denkbar, denn der Richter ist hier nichts als Organ der Gesetze.“

„Gesetzt, ein Bürger, den der allgemeine Ruf für einen rechtlichen Mann hält, sey wegen eines Capitalverbrechens angeklagt, und voller juristischer Beweis gegen ihn vorhanden; aber ein inneres Gefühl, ein heimlicher ganz natürlicher Wunsch macht es uns unglaublich, daß der Angeklagte eine solche Unthat begangen habe. Was wird erfolgen, wenn die Geschwornen sein Urtheil fällen sollen? Sie werden ihn lossprechen! der ordentliche Richter aber wird ihn verurtheilen. Woher nun dieser Unterschied? Daher, daß bey der Jury der Mensch richtet, und daß sich der Mensch bey seinem Ausspruch von Empfindungen, von vorgefaßten Meynungen leiten läßt, die er nicht methodisch genug prüft, und die ihm die Stelle des Beweises vertreten. Bey dem ordentlichen Richter hingegen sind

es die Gesetze selbst, welche durch ihn das Urtheil sprechen, und die sich dabey auf Beweise gründen, deren sich menschliche Weisheit und Gerechtigkeit nicht entschlagen kann.

„Wir wollen einmal die Sache umkehren, und annehmen, der Angeschuldigte sey kein Bürger von so überaus gutem Rufe, sondern vielmehr ein übelberüchtigter Mensch, der nach der Meynung Aller, die ihn kennen, einer jeden Unthat fähig sey. Bey der gegen ihn angestellten Untersuchung zeigen sich eine Menge von Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen. Stellen wir nun diese mit seinem übeln Ruf zusammen, so ist es für uns, als Menschen, genug, uns zu überzeugen, daß seine Anklage gegründet sey. Aber die Gesetze verordnen, daß man

auch selbst eine Menge von Wahrscheinlichkeiten zur alleinigen Begründung eines vollen Beweises nicht für hinreichend halte. Mehr als Verdacht war aber in gegenwärtigem Falle nicht vorhanden. Demungeachtet werden sich aber die Geschwornen, als Menschen, von seiner Strafbarkeit überzeugt halten, und keinen weitem Anstand nehmen, ihn sogleich zu verurtheilen. Der ordentliche Richter hingegen, der als solcher keinen zureichenden Beweis vorfindet, wird ihn entlassen; er wird denjenigen nicht verurtheilen können, den die Gesetze, deren Sprecher er ist, noch nicht condemnirt haben. Ich gehe noch weiter! Sollte sogar der Angeklagte halben Beweis gegen sich haben, so wird ihn der ordentliche Criminalrichter immer noch nicht verurtheilen, obgleich dieser halbe Beweis in einem sol-

chen Falle zu unsrer Ueberzeugung als Menschen hinreichend wäre.

„Sie scheinen viel auf die den Geschwornen zu ertheilende Weisung zu rechnen, daß sie nach ihren Gewissen urtheilen sollen; aber das Gewissen der Geschwornen und das Gewissen der Criminalrichter sind unendlich verschieden. Das Gewissen der Geschwornen bestimmt sich nach einer bloßen Ueberzeugung, von der sie sich auch, vermöge ihrer Instruction, dürfen leiten lassen; das Gewissen des Criminalrichters hingegen ist an juristischen Beweis, an eine legale Ueberführung gebunden, die er bey seinen Entscheidungen einzig und allein berücksichtigen muß.

„Der wesentliche Unterschied zwischen den Aussprüchen des ordentlichen

Criminalrichters' und den 'Aussprüchen der Geschwornen besteht also kürzlich darinnen. Bey jenen findet nichts Willkührliches statt, denn das Gesetz hat sie im 'voraus dictirt, diese hingegen kommen von Menschen her, und sind also ihrer ganzen Natur nach willkührlich, denn die Ueberzeugung, nach welcher sie gefällt werden, gründet sich keinesweges auf unabänderliche Regeln. Dieß ist, wie ich glaube, genug, um jedermann zu überzeugen, daß eine Jury mit der Herrschaft der Gesetze unvereinbar sey.

„Die Gesetze mögen übrigens noch so genau und sorgfältig die möglichen Fälle bestimmen, so müssen sie doch einen wesentlichen und überaus wichtigen Theil des Richteramts dem Scharfsinn und der Weisheit ihrer Diener überlassen.

Diese

Diese müssen nämlich die einzelnen That-
sachen zusammenstellen, und die nöthi-
gen Folgerungen aus diesen Thatsachen
ziehen, um zu bestimmen, was durch die
vorliegenden Umstände bewiesen worden
sey oder nicht. Von Seiten des Dieners
der Gesetze ist hierzu die ängstlichste Auf-
merksamkeit, verbunden mit einer sehr
geübten Urtheilskraft, erforderlich.
Von den Geschwornen so etwas zu er-
warten, ist moralisch unmöglich, denn ihr
Amt ist von zu kurzer Dauer und eine
bloße Sache des Zufalls, besonders wenn
man sie, nach dem projectirten Plan, aus
einem Haufen Menschen, auf's Gerathe-
wohl heraushebt, von denen der größte
Theil zu einem so wichtigen Geschäfte nicht
die geringste Fähigkeit hat.

„Zum Beweis, wie schwierig es sey,
bey einer Untersuchung gehörig zu be-

stimmen, was aus den vorliegenden That-
sachen mit Zuverlässigkeit gefolgert wer-
den könne oder nicht, dient die häufige
Erfahrung, daß selbst eine lange und viel-
jährige Uebung der Criminalrichter nie
ganz vor Fehlern sichern können. Was
kann man also von denen erwarten, die
nicht die mindeste Erfahrung, nicht die
mindeste Uebung für sich haben? Kann
sich wohl der Schuldlose versprechen,
daß seine Unschuld von einer kleinen,
des Richteramts gänzlich unkundigen An-
zahl Geschworneu zuverlässiger und sorg-
fältiger werde erörtert werden, als von
einer beträchtlichen Anzahl durch lange
Erfahrung geübter Richter? Ich sage
durch eine beträchtliche Anzahl, in Rück-
sicht der beiden Instanzen, vor welchen
der Angeklagte steht, bevor ihm sein End-
urtheil unwiderruflich gesprochen wird.

„Nicht bloß der Unschuld, sondern auch der ganzen Nation sind wir bey'm Criminalprozeß Gerechtigkeit schuldig; beiden darf sie nicht versagt werden. Wie soll man aber den Schuldlosen gegen ungerechte Verurtheilung, und die Nation gegen wirkliche Verbrecher schützen? Man entwerfe gute Gesetze, sowohl in Rücksicht der Natur des Beweises, als in Rücksicht der Natur der Strafe, und überlasse der Beurtheilung des Menschen, als Richters, nur dasjenige, was den Gesetzen zu bestimmen durchaus unmöglich ist.“

Als dieser Commissar seinen Vortrag beendigt hatte, nahm Verilok das Wort, und erklärte sich kürzlich also: „Ich glaube nicht, meine Herren, daß man im Ernst die Frage untersuchen wolle, ob die Gerechtigkeit von Männern, wel-

che mit allen Eigenschaften eines guten Richters versehen sind, oder von Personen, die keines dieser Erfordernisse besitzen, besser verwaltet werden könne, und ob sich das allgemeine Beste bey Er- stern nicht wirklich besser befinden müsse, als bey den Letztern?

„Warum könnte man eine Jury einführen wollen? Ohne Zweifel in der schmeichelhaften Hoffnung, die Gerechtigkeit von derselben besser, als von ordentlichen Criminalrichtern verwaltet zu sehen. Und was veranlasste diese Erwartung? Herrschendes Mißtrauen gegen unsere bisherigen Richter, deren Stellen der Mißbrauch verkäuflich gemacht hatte. Aber jetzt, da uns eine neue Ordnung der Dinge dafür bürgt, daß unsere zukünftigen Richter alle erforderlichen Eigenschaf-

ten, tiefe Einsichten und groſse Tugenden in sich vereinigen werden; jetzt, da wir versichert seyn können, daß kein Bürger in diesen ehrwürdigen Stand werde aufgenommen werden; den nicht die ungetheilte Stimme des Publicums für würdig erklärt hat; jetzt, da uns die Nation selbst die größte Pünktlichkeit verbürgt, mit welcher die Richter ihre Pflicht erfüllen werden, und uns also berechtigt, sie in Zukunft als wahre Diener der Gesetze zu betrachten, — was könnte uns jetzt glaubend machen, daß die Anordnung einer Jury, so vollkommen sie auch immer seyn möchte, für uns einigen Nutzen haben würde? Müßte es im Gegentheil nicht sehr sonderbar herauskommen, wenn man behaupten wollte, daß die Gerechtigkeit von Menschen, denen die dazu gehörigen Eigenschaften ganz fremd sind, besser werde

verwaltet werden, als von aufgeklärten und tugendhaften Staatsbürgern, von deren Würdigkeit die ganze Nation überzeugt ist?

„Wenn also die Gerechtigkeitspflege fehlerhaft ist, so muß man sie verbessern, eingeschlichene Mißbräuche abschaffen, und den unbemerkten Mängeln durch zweckmäßige Anstalten abhelfen, ohne deswegen sogleich zur Einführung der Geschwornen seine Zuflucht zu nehmen: denn je weniger man glaubt, gute Richter erhalten zu können, um so weniger darf man sich mit der Hoffnung guter Geschwornen schmeicheln.“ — Diese kurzen Bemerkungen des Verilok gaben den Debatten einen endlichen Ausschlag, und nachfolgende Einrichtung, von der ich sogleich Rechenschaft ablegen werde,

wurde mit allgemeinem Beyfall angenommen.

Die Nationalversammlung war vom Re-
formationsgeist so belebt und durchdrun-
gen, daß man in derselben laut davon
sprach, die Gerechtigkeit in Zukunft ganz
unentgeltlich verwalten zu lassen; aber
Verilok wufste diesen Eifer zu mäßigen,
und es dahin zu bringen, daß man sich
mit Abschaffung aller Rechte des Fiscus
auf diesen Zweig der öffentlichen Ver-
waltung begnügte, und daß den Richtern
ein gewisser jährlicher Gehalt angewie-
sen werden solle. Wegen der übrigen
Subalternen in den Gerichten, als der
Protonotarien, der Copisten, der Ge-
richtsfrohnern und anderer, so wie in An-
sehung der Sachwalter, deren die Par-
teien nöthig haben dürften, wurde zu

gleich beschlossen, daß für sie eine besondere Sporteltaxe solle entworfen werden, womit sich die Nationalversammlung unverzüglich beschäftigen wolle. Die Gründe, worauf dieses Decret beruhte, scheinen mir wichtig genug zu seyn, um sie den Lesern sogleich kürzlich vorzulegen.

Die Gerechtigkeit ist eine Schuld, welche der Staat allen seinen Mitgliedern zu bezahlen hat, zu deren Entrichtung er also Richter anordnen muß. Da nun diese Richter im Namen des Staats arbeiten, so ist es auch natürlich, daß er sie besolde, daß er ihnen den Dienst bezahle, dessen sie sich für ihn unterziehen. *)

*) Mit diesen Diensten sind, wie mit allen andern, dereinstige Gnadengehalte verbunden. Es stimmt dieß mit dem System der Felizier vollkommen überein, nach welchem man nur Mensch seyn darf,

Diese von einer ganzen Nation bewilligte und angewiesene Besoldung der Richter ist die einzige, welche die Delikatesse nicht beleidigt, die man bey jedem Diener der Gerechtigkeit voraussetzt; die einzige, welche mit der Würde und dem hohen Range der Richter vereinbar ist. Ist der Richter ein wahrer Diener der Gerechtigkeit, fühlt er sich von jenem Geist durchdrungen, den sein Stand von ihm erwarten läßt, so muß es seine vorzüglichste Sorge seyn, sich die Achtung des Publicums zu erwerben; Ehrgefühl muß allen seinen Handlungen zur vorzüglichsten Triebfeder dienen. Aber wie liefs sich dieser erhabene Charakter, die-

L 5

um auf die Wohlthätigkeit der Felizier gerechten Anspruch machen zu können, und welches überhaupt einen Jeden für die Erfüllung seiner Pflichten von allen Seiten zu interessiren sucht.

ses lebendige Ehrgefühl bey einem Manne voraussetzen, der als Soldner seine Thätigkeit einem Jeden verkaufte, der ihrer für den gegenwärtigen Augenblick bedürftig wäre, und der keinen Federzug machte, ohne dafür unmittelbar bezahlt zu werden? Das Richteramt muß für jede Art des Gelderwerbs unempfänglich seyn. Denn jedes Streben nach Gewinn enthält den Keim zur Bestechung; den Richter würde es unmittelbar herabwürdigen.

Ganz anders ist es in Ansehung der Subalternen bey den Gerichten. Man verlangt zwar auch von ihnen strenge Befolgung ihrer Amtspflichten, aber diese Amtspflichten sind von denen eines Richters sehr verschieden, und erfordern keine so ängstliche Delicatesse. Man kann es

daher auch geschehen lassen, daß sie von denjenigen, für die sie arbeiten, unmittelbar bezahlt werden. Sie sind keine Repräsentanten der Nation, wie die Richter, sondern bloß öffentliche Personen, welche die Nation zum Besten derjenigen angestellt hat, die ihres Dienstes bedürfen. Ihre Arbeit ist also kein Dienst, durch den die Nation ihre Schuld abträgt; die Nation braucht sie daher auch nicht aus dem öffentlichen Schatze zu besolden.

Veranlaßt ein Privatmann durch seine ungerechte Forderung einen Prozeß, so ist es keinesweges der Nation zur Last zu legen; warum sollte also die Nation die Kosten tragen? Müssen sie nicht der natürlichen Billigkeit gemäß auf denjenigen zurückfallen, der die Forderungen

gemacht hat? er mag sie als eine Strafe seiner ungerechten Streitsucht betrachten! Hätte man bey solchen anmaßlichen Zumuthungen nichts zu wagen, welcher unabsehbliche Spielraum würde nicht der Prozeßsucht leidenschaftlicher Menschen geöffnet werden, und welche ungeheure Last müßte es nicht für die Nation seyn, wenn sie den Aufwand bey allen diesen Prozessen aus ihrem eignen Mittel bestreiten sollte!

Von den Urtheilen der höchsten Gerichte kann man nur in dem Fall an den königlichen Staatsrath appelliren, wenn sich eine Incompetenz, oder eine Verletzung der Gerichtsform dagegen einwenden läßt. Die Appellation würde zwar auch auf den Fall stattfinden, wenn ein Ausspruch des Oerrichters dem kla-

ren Buchstaben des Gesetzes, auf welches er hingewiesen ist, unmittelbar entgegen liefe, aber dieser Fall kann nie eintreten. Die Form, welche bey der Abfassung eines jeden Urtheils beobachtet werden muß, macht es durchaus unmöglich.

Das erste, womit sich jeder Richter zu beschäftigen pflegt, ist die Feststellung der Thatsache und der entgegengesetzten Behauptung, zu welcher sie unter den Parteien Gelegenheit gegeben hat. Ist dieß gehörig erörtert worden, so schließt man die Untersuchung mit folgenden Worten: „Wir erklären, daß, „Kraft des Gesetzes — — — Beklagter „(oder Kläger) N. N. verbunden sey, „(oder das Recht habe) zu“ . . . Durch dieses Formular setzt der Richter sowohl die Parteien, als selbst das ganze Publi-

cum, in den Stand, den von ihm gefällten Ausspruch zu beurtheilen. Dafs der Richter gegen diese Beurtheilung nichts weniger als gleichgiltig seyn könne, wird man leicht von selbst erachten, wenn man bedenkt, dafs die öffentliche Meynung für einen Felizier das furchtbarste Tribunal ist. *)

Als eine wahre, die Verwaltung der Gerechtigkeit ausnehmend erleichternde Thatsache muß ich noch bemerken, dafs

*) Dieß Formular der richterlichen Entscheidungen giebt den Gesetzen immer mehr Kraft und Ansehen. Es hat auch noch den Vorthail, dafs der Gang der Rechtspflege bey allen Obergerichtshöfen gleichförmig und unveränderlich wird. Man sieht endlich auch daraus, dafs es wirklich die Gesetze sind, welche entscheiden, und dafs der Richter blos als Organ derselben, den schon vorhandenen Ausspruch der Gesetze, in Anwendung bringt.

die Felizier ihre Richter niemals zu hintergehen suchen, und jeden Vortheil, den man auf diese Art erhalten könnte, für einen wahren Diebstahl halten. „Was würde es uns helfen,“ sagen sie, „die Menschen getäuscht zu haben? wir können weder Gott noch unser Gewissen hintergehen.“ So pflegen die Felizier zu denken und zu handeln, und bringen damit dasjenige in Anwendung, was ihnen in ihren öffentlichen Schulen ist gelehrt worden.

Diese Denkungsart ist überhaupt so allgemein unter ihnen, daß man in ganz Felizien nicht einen Sachwalter finden würde, der sich zu einem unerlaubten, juristischen Kunstgriff brauchen liefs; und sollten auch ein Sachwalter und sein Client zu einer solchen Schwachheit ver-

leitet worden seyn; so würden sie den erschlichenen Vortheil gewifs sehr theuer bezahlen müssen, das ganze Publicum würde die Unthat laut mißbilligen, und ihre Urheber verachten. Es scheint überhaupt, daß das Ehrgefühl, da wo es zur herrschenden Empfindung worden ist, selbst mit der Luft verbunden sey, die man in einem solchen Lande einathmet, und [daß jenes eben so gut ein moralisches Klima, als diese ein physisches bewirke.*)

Das Einfache der gerichtlichen Streitigkeiten, so wie der Gesetze, nach welchen sie entschieden werden, macht das
schrift-

*) Leider läßt sich von dem entgegengesetzten Falle ein Gleiches behaupten. Die moralische Verdorbenheit eines Volks scheint die Luft seines Landes zu verpesten, und Jeden anzustecken, der das Unglück hat, unter solchen Menschen zu leben.

schriftliche Verfahren vor Gericht durchaus überflüssig. Die Parteien, oder die von ihnen gewählten Sachwalter, tragen dem Richter ihre Angelegenheiten mündlich vor, dieser untersucht sie in einem öffentlichen Verhör, und fällt dann unter den Augen des ganzen Publicums sein Urtheil. *)

Alles, was ich bisher über die Rechtspflege der Felizier angeführt habe, ist

*) Ueber die bemerkte Einfachheit der positiven Gesetze in Felizien wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie durchgehends auf das Recht des Eigenthums gegründet sind, und nur als Folgerungen und näher bestimmte Anwendung desselben betrachtet werden müssen. Die Verordnungen dieser Gesetze sind sich daher auch überall gleich, oder weichen doch nur in so fern von einander ab, als es das Lokale einzelner Gegenden nothwendig macht. Indess können auch diese einzelnen Ausnahmen immer noch als Folgerungen aus dem allgemeinen Eigenthumsrechte betrachtet werden.

blos von bürgerlichen Sachen zu verstehen. Bey dem peinlichen Prozeß wird es dem Angeklagten auf alle Weise erleichtert, die gegen ihn aufgestellten Beweise zu widerlegen, und seine Unschuld ans Licht zu bringen. Keinen Verbrecher frey zu sprechen, und keinen Schuldlosen zu verdammen, sind die beiden Hauptgesichtspunkte, welche die Felizier nie aus den Augen lassen, und worauf ihre ganze peinliche Gerichtsverfassung die vorzüglichste Rücksicht nimmt.

In Felizien würde man die Gesetzgebung für Mitschuldige aller derjenigen Verbrechen halten, welche aus einer durch ihre unzeitige Nachsicht veranlaßten Hoffnung der Straflosigkeit begangen worden wären. Man hat daher von der einen Seite diese gefährliche Hoffnung

eben so grundlos zu machen gesucht, als man von der andern Seite die Unschuld zu sichern bemüht war. Die Criminaljustiz hält daher in Felizien bey Verfolgung der begangenen Verbrechen, zwischen einer gefährlichen Uebereilung, und einer allzugrossen, übertrieben ängstlichen Langsamkeit das glücklichste Mittel. Der Schuldlose soll zwar nicht in Gefahr kommen, aber das böse Beispiel des Verbrechers muß auch durch die unmittelbar darauf folgende Bestrafung unschädlich gemacht werden. Kein Bösewicht darf auch nur die mindeste Hoffnung schöpfen, daß seine Unthaten der strengen Ahndung der Gesetze vielleicht entgehen könnten.

Zwey Richter und ein Actuar müssen bey verschlossenen Thüren die Aussagen

der Zeugen aufnehmen und den Angeklagten über den daraus entspringenden Verdacht verhören. Nach erfolgtem Verhör kann sich der Angeschuldigte einen Vertheidiger wählen, und diesem werden die Acten nicht nur vorgelegt, sondern auch auf Verlangen in Abschrift übergeben. Nach Ablauf einer hinlänglichen Frist, welche dem Defensor zur erforderlichen Prüfung des Verfahrens ertheilt worden war, werden die Zeugen abermals vorgeladen, um von zwey andern Commissarien mit dem Angeklagten confrontirt zu werden. Der Defensor kann dieser Confrontation beywohnen, und den Zeugen allerley Fragen vorlegen lassen, von welchen er glaubt, daß sie ein für seinen Klienten vortheilhaftes Licht auf ihre Aussage verbreiten dürften. Die Richter haben in diesem Punkte glei-

che Freyheit, und können den Zeugen sowohl, als dem Beklagten, alle diejenigen Fragen vorlegen, von deren Beantwortung sie mehr Aufklärung in der Sache erwarten.*)

Nach erfolgter Confrontation, so wie nach Beendigung der nöthigen Verhöre, kann der Angeschuldigte seine Rechtfertigung versuchen, und Zeugen aufstellen, welche von der Sache unterrichtet sind, und die zur Instruction des Prozesses abgehört werden müssen. Es wird ihm auch verstattet, gegen die Zulassung eines

M 3

*) Der Grund, warum man den Angeschuldigten vor ihrer Verhörung keinen Defensor giebt, scheint mir sehr sinnreich: „Niemand kann besser wissen, was sie gethan oder nicht gethan haben, als sie selbst; sie bedürfen daher keines Rathgebers, um die Wahrheit gehörig anzugeben, und etwas anders, als Wahrheit, will man von ihnen gar nicht wissen.“

oder des andern Richters unter namentlicher Anführung seiner Beweggründe zu protestiren, und das Gericht kann nicht weiter gehen, bevor es öffentlich über die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit dieser Protestation erkannt hat.

Ist das bisherige Verfahren beendet, und man hat unter andern auch gefunden, daß die Protestation gegen einen oder den andern Richter nicht ungegründet war, so ersetzt man die Stelle der Abgehenden mit eben so viel beeideten Rechtsgelehrten, die hierin als Beysitzer angeordnet sind, und die Sache kömmt dann zum öffentlichen Vortrag, welcher allemal bey offenen Thüren gehalten wird. Die beyden ersten Richter, welche den Prozeß instruirt haben, lesen das Nöthige vor, zuerst nämlich die Anklage, oder

das die Stelle der Anklage vertretende Anbringen, und alle Umstände, welche das Corpus delicti festsetzen, sodann die summarischen Vernehmen, das articulirte Verhör und die Confrontation. Hierauf pflegt der Angeschuldigte, entweder unmittelbar selbst, oder durch seinen Defensor dasjenige beyzubringen, was er zu seiner Rechtfertigung für zuträglich hält. Hat auch dieser seinen Vortrag beendigt, so wiederholt der ältere von den beiden Richtern mit lauter Stimme alles, was die Acten für und wider den Angeschuldigten enthalten. Sollte er einige, wesentliche Umstände übergangen haben, so werden die drey übrigen Commissarien nicht ermangeln, ihn daran zu erinnern, und wenn sie es ja übersehen sollten, so können der Angeschuldigte oder sein Defensor das Uebersehene bemerken.

Nach Beendigung des Vortrags verfügt sich der Präsident mit allen Beysitzern des Gerichts in ein benachbartes Gemach, welches die Gewissenskammer genannt wird. Hier berathschlagen sie sich über die Entscheidung der Sache, und kehren dann in den Audienzsaal zurück, um das erste Urtheil zu fällen, in welchem allemal erklärt wird, ob der Angeeschuldigte überwiesen sey oder nicht, ob das Verfahren gegen ihn fortzusetzen sey, oder ob seine Unschuld hinlänglich am Tage liege. Erklärt ihn dieß erste Urtheil für schuldig, so erfolgt unmittelbar darauf ein zweytes, das ihm die von den Gesetzen bestimmte Strafe zuerkennt.

Bey Abfassung beider Urtheile beobachtet man keinesweges dieselben Formalitäten. Das erste wird als das Werk der

Richter angesehen, obgleich die Beweise, worauf es beruht, von den Gesetzen bestimmt sind, denn die Richter müssen doch jederzeit diese Beweise aufsuchen und zusammenstellen. Bey'm Ausspruch desselben bleiben sie daher alle auf ihren Plätzen sitzen. Aber kaum ist das erste Urtheil publicirt, so erheben sie sich von ihren Sitzen, und stellen sich um einen kleinen in ihrer Mitte befindlichen Altar, auf welchem das felizische Gesetzbuch unter einer Krone liegt. Sie verbeugen sich vor demselben und bleiben mit entblößtem Haupte stehen. Der Präsident legt sodann die Hände auf das Gesetzbuch, und erklärt, daß der und der Mann, nachdem er, das und das Verbrechen begangen zu haben, gehörig überführt worden, von dem und dem Gesetz zu der und der Strafe verurtheilt

werde. Dieses letzte Urtheil, sagen sie, ist nicht unser Ausspruch, sondern der Ausspruch des Gesetzes, das ihn schon im Voraus dictirt hatte, und uns nicht die mindeste Veränderung an selbigem gestattet; wir sind hierin blofse Organe des Gesetzes.

Die Richter stehen während der Verkündung des zweyten Urtheils, um damit die Schnelligkeit anzuzeigen, mit welcher einem jeden, und besonders der Nation Recht gesprochen werden müsse; denn die Bestrafung der Verbrecher ist eine Pflicht, welche die Gerechtigkeit für die Nation selbst erheischt. Durch die Entblößung des Hauptes geben sie ihre Ehrfurcht zu erkennen, mit welcher man den Ausspruch des Gesetzes jederzeit anhören muß. Mit der Krone auf dem Ge-

setzbuche will man anzeigen, daß es die Gesetze allein sind, welche regieren, und die Handlungen der Bürger beurtheilen.

Die Richter untersuchen also nicht nur die Thatsachen, sondern bestimmen auch die Gesetzmäßigkeit derselben. Bey Capitalverbrechen, d. h. bey solchen, welche mit natürlichem oder bürgerlichem Tode verpönt sind, kann der Inquisit nicht verurtheilt werden, ohne von drey Viertheilen der Richter für schuldig erkannt worden zu seyn. In andern Fällen geben zwey Drittheile der Stimmen einen gesetzmäßigen Ausschlag. Als eine andere allgemeine Regel müssen wir noch bemerken, daß keine Verurtheilung zum natürlichen oder bürgerlichen Tode vollzogen werden kann, bevor nicht der Ausspruch der ersten Richter, so wohl in An-

sehung der Thatsachen und ihrer Strafbarkeit selbst, als auch in Ansehung der Strafe, welche nach den Gesetzen deswegen stattfindet, von ihrem Obergerichtshofe bestätigt worden sey. Bey andern, nicht capitalen Strafen kann der Verurtheilte innerhalb drey Monaten an den Oberrichter appelliren, und dadurch einen Aufschub der zuerkannten Strafe bewirken. Hat er sich innerhalb dieser Frist des verstatteten Rechtsmittels nicht bedient, so wird das Urtheil nach Verlauf des dritten Monats sogleich vollzogen. Während dieser drey Monate selbst wird der Verurtheilte, wenn ihm eine körperliche Strafe zuerkannt worden ist, gefangen gehalten, er müßte denn durch eine förmliche Erklärung das gegen ihn ergangene Urtheil unumwunden anerkennen.

Die Appellation kann auch noch auf andere Art gegen die gesprochenen Urtheile eingewendet werden. Einem jeden von den ersten Richtern steht es nämlich frey, als Appellant aufzutreten, und in dieser Rücksicht ungefähr das zu thun, was in manchen Ländern dem öffentlichen Ankläger zukömmt. Will sich kein Richter dieser Freyheit bedienen; so ist's ein Beweis, dafs sie insgesamt dem Urtheile beystimmen, und wenn nun in diesem Fall auch der Verurtheilte durch sein Stillschweigen zu erkennen giebt, dafs er sich dem Ausspruche unterwirft, so ist es natürlich, dafs die Sache, nach Verlauf der dreymonatlichen Nothfrist, für unwiderruflich entschieden gehalten werden müsse. *)

*) Dieß geht aber auf die Urtheile, welche nach vorgangiger Untersuchung und Vertheidigung sind ge-

Hochverrath gegen die Nation und deren Oberhaupt, vorsetzlicher Todschat, Mordbrennerey und Vergiftung sind die einzigen Verbrechen, welche nach den felizischen Gesetzen mit Lebensstrafe belegt werden. Auf andere Vergehungen sind bloß Geldbußen, Ehrenstrafen und eine längere oder kürzere Beraubung der Freyheit, mit Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten verbunden. Falsche Münzer werden lebenslang zu öffentlichen Arbeiten condemnirt, weil ihr Vergehen der bürgerlichen Gesellschaft Leben und Thätigkeit zu benehmen droht. Gleiche Strafe steht auf gewaltsamen Raub, oder auch auf Entwendung solcher Dinge, die man

gesprochen worden; bey den zur Strafe des Ungehorsams (*in poenam contumaciae*) abzufassenden Urtheilen werden solche Regeln beobachtet, welche den Unschuldigen außer alle Gefahr setzen.

der Ehrlichkeit des Publicums preisgeben muß, z. B. der Feldfrüchte während der Aernte; ferner auf eine gröbliche schwarze Verläumdung, die der Diffamant überall zu verbreiten gewußt hat. Denn Raub und öffentliche, bössliche Verläumdung gehören zu den gröblichsten Verletzungen, deren man sich je mit vorgängiger Ueberlegung gegen das Eigenthumsrecht schuldig machen kann. Diejenigen, welche solcher Unthaten fähig sind, zeigen sich als die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Gesellschaft, denn sie suchen den Grund derselben zu untergraben. Man muß also ihre Bosheit unschädlich zu machen suchen, und die Gesellschaft gegen ihre bösen Absichten sicher stellen.

Die Strenge dieser peinlichen Gesetze schien mir anfangs etwas übertrieben; al-

lein man bemerkte mir, daß kein guter Bürger je Ursache habe, sich über die Härte der peinlichen Gesetze zu beklagen; denn, sagte man, nicht wider, sondern für den ruhigen Bürger sind Strafgesetze gegeben worden. Selbst in Beziehung auf die Verbrecher kann man sich nicht mit Grunde gegen ihre Härte erklären, wenn man bedenkt, daß nur diejenigen die strenge Ahndung des Gesetzes fühlen, welche sich durch seine Drohungen von ihren Unthaten nicht abschrecken ließen, und dadurch einen nicht geringen Hang zum Laster an den Tag legten.

Ein Criminalgesetz ist aber dann allerdings grausam zu nennen, wenn es mit der Todesstrafe gräßliche Martern verbindet, deren Anblick das natürliche Menschengefühl abstumpfen muß; noch grausamer

samer ist es, wenn solche Fehler unter die Zahl der Hauptverbrechen gerechnet werden, die der Mensch aus Schwachheit begeht, in Rücksicht welcher er mehr eine belehrende Zurechtweisung als züchtigende Strafe verdiente; die größte Grausamkeit endlich, oder vielmehr eine unerhörte Barbarey ist es, wenn das Gesetz Wahrscheinlichkeit mit Gewissheit, und Schein mit Wirklichkeit verwechselt. Wie könnte sich aber Jemand mit Grund gegen solche Gesetze beklagen, welche von diesem Vorwurfe frey sind, und denjenigen, welcher sie kennt, nur in so fern treffen, als er ihrer Strafe freywillig schuldig wurde? *Volenti non fit injuria.* *)

*) Wenn die Criminalgesetze blos von dem allgemeinen Willen dictirt werden, so kann die Strafe, welche sie festsetzen, zwar sehr hart, aber nie ungerecht seyn; denn die Anwendung dieser Strafe ist nichts, als Vollziehung einer Ueberein-

Es gehört nicht zu meinem Plane, eine Abhandlung über die bürgerliche und pein-

kunfte mit den Strafwürdigen selbst, welche diese freywillig unterschrieben haben. Ein überspanntes Gefühl von Menschlichkeit hat verschiedene Personen überredet, der Staat habe nie, selbst bey den größten Verbrechen nicht das Recht irgend Jemanden mit dem Tode zu bestrafen. Allein sie haben nicht bedacht, daß aus ihrer Behauptung, wenn sie wahr wäre, auch folgen müßte, daß der Staat eben so wenig befugt sey, irgend einen Menschen seiner Freyheit zu berauben, ihn des Landes zu verweisen, oder irgend eine andere Strafe gegen ihn zu erkennen. Wollte man darauf antworten, daß die Gesetze, oder der Gesellschaftsvertrag, auf dem sie beruhen, dem Staat dieses Strafrecht ertheile, so möchte ich wissen, warum nicht aus demselbem Grunde auch ein Recht über Leben und Tod sollte hergeleitet werden können. Wenn Verträge zu Erstem berechtigen, so berechtigen sie auch die Gesellschaft zu Letzterm. Ohne Strafgesetze blieb ein Jeder Richter in seiner eigenen Sache, und wäre befugt, seine Person und sein Eigenthum nach Gutbefunden sicher zu stellen; dann lebten wir aber nicht in der Gesellschaft, sondern im Stande eines all-

liche Jurisprudenz der Felizier zu liefern; ich übergehe daher die verschiedenen, speciellen Regeln mit Stillschweigen, welche den übrigen Gang der Rechtspflege und die Obliegenheiten der Richter bestimmen. Es sey mir jedoch erlaubt, mit wenig Worten die Folgen zu bestimmen, welche mit den in Felizien eingeführten Geld - und Ehrenstrafen verbunden sind.

Die Geldstrafen stehen mit der Natur und dem Grade des Verbrechens in gehö-

N 2

gemeinen Kriegs. Wer nach Gesetzen bestraft wird, die sich auf gemeinschaftliche Uebereinkünfte gründen, und diese Strafe nur in so fern fühlt, als er sie durch eigenmächtige Verletzung dieser conventionellen Gesetze verdient hat, der kann sich doch in der That nicht mit Grund, über Ungerechtigkeit beklagen. Das Recht, welches in gewissen Fällen der Gesellschaft über Leben und Tod ihrer Mitglieder zusteht, ist nichts als eine unvermeidliche Folge unserer natürlichen Befugniss, alle diejenigen zu tödten, welche uns ermorden oder unsers Eigenthums berauben wollen.

rigem Verhältniß, und ziehen niemals wahre Ehrlosigkeit (*notam infamiae*) nach sich. Da sie jedoch allemal sehr gröbliche Vergehungen voraussetzen, so haben sie für die Bestraften allemal eine gewisse Anrüchtheit zur Folge, welche hinreichend ist, sie schon der Syndikats- und Präsidentenstellen in den Urversammlungen, und um so mehr der den Notablen und öffentlichen Richtern angewiesenen Functionen, und aller höhern Würden unfähig zu machen.

Diese Regel findet auch bey dem Adel ihre Anwendung. Jeder Adelige, der in eine Geldstrafe ist genommen worden, verliert dadurch unmittelbar seinen Stand, ohne daß ihm diese Degradation in seiner Verurtheilung ausdrücklich zuerkannt werde. Jede Geldstrafe muß also für den

Adel und für alle durch namhafte Würden ausgezeichnete Personen noch einmal so empfindlich seyn, als für den gemeinen Staatsbürger; allein die Erstern sind auch allemal doppelt strafbar, indem sie die gemeinsamen Pflichten des gewöhnlichen Bürgers nicht verletzen können, ohne zugleich den besondern Pflichten, welche ihnen ihr Stand auflegt, entgegen zu handeln.

Es ist indess ein anderes, die Härte dieser Strafen milderndes Gesetz vorhanden, vermöge dessen die degradirten Adlichen durch eine glänzende That, durch eine sehr gemeinnützige Handlung, ihren verlornen Adel wieder erlangen können. Laßt uns hierinnen die weise Gerechtigkeit der Felizier bewundern, denen es nicht so wohl um die Strafe eines Schul-

digen, als um seine Besserung zu thun ist, und welche aus dem Bösen etwas Gutes zu ziehen wissen. *)

Diese entehrenden Folgen der Geldstrafen muß ein Volk ganz vorzüglich fürchten, bey dem die Ehre das höchste Gut ist; deren Verlust also einen wahren bürgerlichen Tod bewirkt. Der Verurtheilte ist von den Urversammlungen seines Bezirks ausgeschlossen, kann keinen fernern Antheil an den gymnastischen Uebungen seiner Landsleute nehmen, und wird selbst weder beym Seewesen noch unter die Landarmee in Dienste genommen. War er mit einem Mädchen verlobt, so versagt sie ihm ihre Hand; hatte

*) Diese Einrichtung hat zu mehrern Foundationen Veranlassung gegeben, welche insgesamt für eine mehr oder minder beträchtlichere Anzahl einzelner Personen überaus wohlthätig sind.

er eine Gattin, so kann sie sich von ihm trennen und auf Ehescheidung antragen; hat er Kinder, oder besitzt er Vermögen, so werden jene seiner väterlichen Gewalt entnommen, oder man beraubt ihn der freyen Verwaltung über letzteres, und läßt ihm nur so viel, als zu seinem Lebensunterhalt unentbehrlich nöthig ist. Diese Strafen sind freylich sehr empfindlich, man verhängt sie daher aber auch nur gegen diejenigen, welche sich beträchtlicher Vergehungen schuldig gemacht haben. Dahin gehören betrügliche Verfälschung, Veruntrauung des anvertrauten Guts, namentlich der deponirten Sachen, gröbliche Excesse gegen irgend einen Mitbürger, weß Standes er auch seyn möge, auffallende Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung, und endlich jede gröbliche Beleidigung der ganzen Nation in der

Person irgend eines ihrer in ihrem Berufe begriffener Stellvertreter.

Diefs sey genug, um den Geist der Gerechtigkeitspflege in Felizien kennen zu lernen. Adelstan und die von ihm berufene Nationalversammlung waren die Urheber derselben, und man hat sie, einige unbedeutende Abänderungen ausgenommen, bis auf den heutigen Tag beybehalten. Man sieht daraus, daß die Felizier auch bey Bestrafung der Verbrechen dem erhabenen Grundsatz treu bleiben, nach welchem die Menschen durch das Interesse einer möglichst erhöhten Selbstliebe regiert werden. Man entdeckt zugleich in ihrer Art zu belohnen und zu bestrafen, Ehre zu geben und zu nehmen, eine unverwandte Berücksichtigung der öffentlichen Meynung, jener moralischen

Kraft, welcher nichts widerstehen kann,
und die daher ein sicheres Unterpfand
für die Gerechtigkeit ist, welche den re-
gierenden Stand bey allen seinen Schrit-
ten begleitet.

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Kriegswesen zur See und zu Lande, der allgemeinen Verfassung und besonders innern Einrichtung desselben.

O**bgleich** die Moral, die Politik, die Gesetze und die Sitten der Felizier der leidigen Eroberungssucht durchaus widersprechen, so halten sie es dennoch für nothwendig, den Namen einer kriegerischen Nation zu behaupten. Der Anblick ihrer furchtbaren Macht hält den Krieg von ihren Gränzen entfernt, und gewährt ihnen noch überdiß den Vortheil, daß öffentliche Ruhe und gute Ordnung in der Gesellschaft um so sicherer erhalten werden. Man kann in ganz Felizien un-

bewaffnet umherreisen, und ist eben so sicher als ein Privatmann, der in seinem Garten spazieren geht. Ihre Landmacht besteht theils aus Truppen von der Linie, deren Anzahl schon sehr beträchtlich ist, theils aus Nationalgarden, welche die erstern an Menge noch weit übertreffen. Wir wollen uns mit den Linientruppen zuerst beschäftigen.

Sie bestehen aus zwey Korps, nämlich aus dem Korps der Philokledonten oder der Ehrenritter, und aus dem der Valoristen oder der Tapfern aus Grundsätze.

Man wird sich ohne Zweifel erinnern, daß das Korps der Eugeniten aus Adlichen und Sideristen besteht, und um ihrer willen eigentlich errichtet ist. Sie dienen zu gleicher Zeit zu Pferde und

zu Fuß, und man trägt große Sorgfalt, sie in beiden Arten des Dienstes zu üben.

Ich habe es bereits oben als eines ihrer schönsten Vorrechte angeführt, daß sie bey jeder Art des Angriffs die Ersten sind, welche auf den Feind losgehen. Ausser diesem Vorrechte sind ihnen auch alle Ehrenwachen, z. B. bey dem Könige, der Nationalversammlung und dem Gubernatorium vorbehalten. Den Philokledonten wird auch jederzeit das Kommando über die Valoristen gegeben, wenn sie mit diesen zu gleicher Zeit zu irgend einem Dienste befehligt werden, und sich unter den Letztern kein Offizier von höherm Range befindet, als der ist, welchen die Philokledonten an ihrer Spitze haben.

Dieses Vorrecht darf keinesweges für eine Verletzung der gesellschaftlichen

Gleichheit gehalten werden; denn Einer muß in dergleichen Fällen doch nothwendiger Weise den Befehl über die andern erhalten; die Valoristen haben außerdem auch in so fern keinen Grund zur Beschwerde, als der Offizier aus ihrer Mitte allemal das Kommando erhält, wenn er einen höhern Rang hat, als der Offizier unter den Philokledonten. Diese Einrichtung läßt der allgemeinen Gleichheit vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Das Korps der Valoristen soll bloß aus activen Staatsbürgern bestehen; man nimmt indess auch gemeine Bürger oder Plebejer in dasselbe auf. Da jedoch ein Staatsbürger nur von einem Staatsbürger kommandirt werden kann, so können die Plebejer so lange keine Offizierstelle erhal-

ten, als bis sie den Bürgereid abgelegt haben. Sind sie aber zu dieser Ehre gelangt, so wird ihre Dienstzeit von dem Tage an gerechnet, wo sie unter das Korps aufgenommen wurden. Als blofse Plebejer können sie jedoch, gleich den andern, aller Ehrenbelohnungen theilhaftig werden, und ihr Sold wird eben so verhältnismäfsig mit ihrer Dienstzeit vermehrt, wie bey den ordentlichen Bürgersoldaten.

Nach dem Alter der Dienstzeit gelangen die gemeinen Soldaten der Valoristen und Philokledonten nach und nach zu den verschiedenen Stellen der Unteroffiziere, und von da rücken sie dann unter die Stabsoffiziere weiter hinauf. Ein Drittel der Stabsoffizierstellen wird jedoch lediglich von dem Könige besetzt, der sich dieser Beförderungen als Belohnungs-

mittel in verschiedenen Fällen] bedient, die ich sogleich näher anführen werde. In Ansehung der zwey andern Drittheile rückt man auch ebenfalls nach der Anciennetät weiter hinauf, und berücksichtigt dabey zunächst das Alter der Dienstzeit als Soldat, sodann aber auch das Alter als Bürger. Sollte der Fall eintreten, daß unter mehrern Concurrenten von gleicher Anciennetät kein anderes Vorzugsrecht besonders stattfände, so würde man einen gymnastischen Wettkampf anstellen, und dem Sieger die vacante Stelle als Preiß zuerkennen.

Man wird mich vielleicht fragen, welches denn wohl die Vorzugsrechte seyn könnten, die bey gleichem Dienstalder den Ausschlag geben? Ich kenne deren drey: erstlich bey Adlichen das Alter des Adels;

zweytens die Würde eines Notablen oder auch nur eines Präsidenten in den Urversammlungen. Das größte Vorzugsrecht würde aber endlich derjenige für sich haben, welcher einmal die militärische Ehrenmünze zur Belohnung erhalten hätte.

Auf der einen Seite dieser Ehrenmünze steht ein Löwe mit einer kleinen Siegeskrone, welche derjenigen ähnlich ist, womit man die Statue der Ehre geziert hat. Unter dem Löwen stehn die Worte: Der Tapferkeit im Kriege. Auf der andern Seite der Medaille erblickt man eine Heerde, welche von einem Hunde bewacht wird, der so eben einen ungeheuren Wolf erwürgt. Um den Sieger stehen die Worte: Beyspiel unserer Krieger.

Dies

Dieſs iſt dieſelbe Medaille, welche in den bereits angeführten Fällen zum Adel erhebt. Jeder Felizier, der ſich dem Dienſte der Waffen gewidmet hat, iſt des Beſitzes derſelben fähig, und der Plebejer, der ſie zur Belohnung irgend einer auszeichnenden Kriegsthat empfängt, hat noch den Vortheil, daß er ohne vorgängige Prüfung zur Ablegung des Bürgereides gelassen wird.

Die Medaillen derjenigen, welche ſchon mehrmalen das Glück hatten, dieſer ehrenvollen Belohnung theilhaftig zu werden, zeichnen ſich durch ſo viel kleine Kronen aus, als ſie bereits Medaillen erhalten haben. Der gemeine Soldat ſowohl, als der Offizier, empfängt ſie nach Beendigung eines Treffens, zum Lohn ſeiner Tapferkeit, und jeder, vom Höchſten bis zum

Niedrigsten, hat bey Zuerkennung derselben eine Stimme. Der Werth, welchen die Felizier dieser Medaille beylegen, ist in ihren Augen ganz unschätzbar; niemand würde Bedenken tragen, sie mit dem Verlust seiner sämtlichen Gliedmassen zu erkaufen. Man kann sich kaum vorstellen, mit welcher beyspiellosen Anstrengung jeder Streiter ein so wichtiges Ehrenzeichen zu verdienen sucht. Niemand kann dem Reize der öffentlichen Achtung widerstehen, welche dem Besitzer einer solchen Ehrenmünze unausbleiblich zu Theil wird.

Der anhaltende Friede, dessen die Felizier gewöhnlich geniessen, macht zwar unter den Landtruppen die Gelegenheit sie zu erwerben sehr selten, um so leichter kann es aber beym Seewesen gesche-

hen. Denn hier fallen täglich Gefechte mit den Korsaren einiger Küstenbewohner vor, welche die Seeräuberey als gewöhnliches Handwerk betreiben, und daher mit allen handelnden Nationen in beständigem Kriege sind.

In der Art, wie man diese Medaille erlangt, liegt ein unverkennbares Merkmal der wahren bürgerlichen Gleichheit zu Tage. Eben diese bürgerliche Gleichheit bewährt sich auch durch die dem Dienstalter zugestandenen Vorrechte, ohne daß man den mindesten Nachtheil auf der andern Seite davon zu befürchten habe. Denn in Felizien ist das ganze Publicum ein strenger Richter persönlicher Verdienste, und niemand wagt es, in den Augen desselben als ein Unwürdiger zu erscheinen. Ueberdies können

auch die Vorrechte des Dienstalters ohne Zustimmung des in jeder Provinz befindlichen Kriegsraths gar nicht in Anwendung kommen, und kein Offizier, der sich irgend eines gerechten Vorwurfs schuldig gemacht hat, darf darauf Anspruch machen, sondern muß vielmehr auf seine Entfernung von der Armee bedacht seyn.

Der Kriegsrath jeder Provinz besteht aus dem Statthalter und zwölf Notablen, welche die Provinz aus ihren Linientruppen selbst erwählt. Er richtet über die bloß militärischen Vergehungen, beschäftigt sich mit allem, was auf den Soldatendienst Beziehung hat, und steht mit dem Monarchen und dem königlichen Staatsrath in unmittelbarem Briefwechsel.

Bey den Beförderungen nach der Anciennetät nimmt also der König immer auf den vorgängigen Bericht des Provin-

cial - Kriegsgerichts Rücksicht. Diesem letztern werden auch von Sr. Majestät die Beförderungspatente zugefertigt, und es darf sie den beförderten Offizieren nicht eher aushändigen, als bis sie sich mit ihrem Chef vor demselben eingefunden und den vorgeschriebenen Eid abgelegt haben. Sie schwören nämlich, niemals die heiligen Pflichten zu vergessen, welche ihnen, als Bürgern, gegen den Staat obliegen; als Soldaten niemals ihren Beystand den Gesetzen zu versagen, wenn sie dazu gesetzmässig aufgefordert werden, und bey diesem pflichtmäßigen Beystande niemals die ihnen nicht unbekannten Vorschriften der Gesetze, bey Strafe der Degradation und bey Verlust ihres Bürgerrechts, aus den Augen zu lassen. *)

O 3

*) Bey Gelegenheit dieses Eides erinnere man sich an dasjenige, was in den Vollmachten der Provin-

Das Vorzugsrecht, welches die Felizier beym Befördern der Offiziere zu höhern Stellen mit der längern oder kürzern Dienstzeit verbunden haben, hat eine bisher noch wenig berücksichtigte Betrachtung zum Grunde: „Wollte man,“ sagen sie, „die Anciennetät dem Verdienste „einer glänzenden That aufopfern, so „würde man sich eine offenbare Unge- „rechtigkeit erlauben, indem man den „Einen auf Kosten Anderer beförderte, „und es wäre kein Grund weiter vor- „handen, warum die Besetzung eines „Drittheils der Offizierstellen dem Könige

cialstände über die Nothwendigkeit gesagt worden ist, daß die Gesetze jederzeit durch die öffentliche Macht gesichert, und diese öffentliche Macht selbst so organisirt seyn müsse, daß man nicht den mindesten Mißbrauch derselben zu befürchten habe. Die Organisation der Nationalmiliz ist daher auch diesem Systeme vollkommen entsprechend.

„vorbehalten blieb. Die natürlichste Belohnung, welche auf eine so ausgezeichnete That gesetzt werden kann, ist die Ehre, welche dem Handelnden durch eine allgemeine Bekanntmachung derselben zu Theil wird. Wollte man mit dieser Belohnung eine zweyte verbinden, so hüte man sich wenigstens, daß es nicht auf Kosten Anderer geschehe, welche sich unter gleichen Umständen eben so gut benommen haben würden. Die Belohnung besteht darin, daß ihm Jeder Gerechtigkeit widerfahren lasse, und das Andenken seiner glänzenden That unvergeßlich erhalten werde.“

Die Obersten der Philokledonten und der Valoristen haben nach dem Range der Anciennetät gleiche Ansprüche auf die Stelle eines Generals, wenn der König

einen zu ernennen, für gut befindet. Man hält sich jedoch in diesem Punkte nicht so streng an die Ordnung der Anciennetät, daß es Sr. Majestät nicht vollkommen überlassen bleiben sollte, nach Gutbefinden Ausnahmen zu machen, um einen Mann von vorzüglichen Talenten, oder ausgezeichneten Verdiensten um die Nation, zu belohnen. Niemand kann sich darüber mit Grunde beklagen, da die Zahl der Generale gar nicht bestimmt ist, und bey dem ihnen anzuvertrauenden Kommando keine Rücksicht auf Anciennetät genommen wird. Mit allem Recht bleibt daher die Ernennung der Generale dem Willen des Königs, von welchem die Anordnung aller Staatsgewalten abhängt, lediglich anheimgestellt.

Dieser flüchtige Abriss des felizischen Militärsystems würde meinen Lesern nur

einen sehr unvollständigen Begriff von demselben geben, wenn ich sie nicht sogleich mit andern wesentlichen, nach dem Urtheil Mancher vielleicht ziemlich außerordentlichen Eigenheiten desselben bekannt machen wollte. Indem ich mich nun aber dieser Pflicht entledige, muß ich sogleich einen Jeden bitten, daß er sich im Geist nach Felizien versetze, und die gegenseitigen Verhältnisse, in welchen diese Anstalten mit den übrigen bürgerlichen Einrichtungen stehen, genau auffasse, wenn er sich überzeugen will, wie sehr sie, zusammengenommen, ein vollkommenes Ganze, ein wahres politisches System ausmachen. *)

O 5

*) Diese harmonische Verbindung der militärischen Verfassung mit andern Zweigen der Staatsgewalt, ihre vollkommene Uebereinstimmung zu einem

In jeder Provinz liegt eine bestimmte Anzahl theils berittener theils zu Fulse dienender Valoristen; in den Gränzprovinzen jedoch mehrere, als im Innern des Reichs. Diese Truppen werden niemals verlegt, sondern behalten für beständig ihre angewiesenen Kantonirungen, von denen sie selbst den Namen führen. Hieraus ist unter ihnen ein gewisser Wett-eifer entstanden, welcher mit jener Eifersucht Aehnlichkeit hat, die zwischen den erstern Regimentern der europäischen Fürsten zu herrschen pflegt. Ein Wett-eifer,

einzigem, wahren politischen System verdient unsere ganze, ungetheilte Aufmerksamkeit. Man wird sich erinnern, daß unter König Adelstans Regierung die felizische Nation in ihren Provincialvollmachten erklärt habe, wie angelegentlich sie wünsche, in jedem Soldaten künftig einen Bürger und in jedem Bürger einen Soldaten zu besitzen; diese Instruktion giebt den Schlüssel zu allen bisher angeführten Einrichtungen.

der jedoch keine Spur von jener leidigen Gehässigkeit an sich trägt, die wir in unsern Gegenden so oft bemerken müssen. Ein solcher gegenseitiger Haß würde eine zu offenbare Verletzung des Bürgereids enthalten, und folglich mit den Gesetzen der Ehre nicht übereinstimmen, welche den Herzen jedes Feliziers so unauslöschlich tief eingeprägt sind. *)

Man hat dieß System jedem andern um deswillen vorgezogen, weil es dem

*) Es ist auffallend zu bemerken, wie innig sich die Bewohner jedes Kantons an das bey ihnenliegende Korps, das von ihnen den Namen führt, anzuschließen pflegen. Nicht nur der Ruhm des ganzen Korps, sondern auch die Ehre jedes einzelnen Mannes ist ihnen so wichtig, als ob es ihre eigne Ehre gälte. Die Gegenwirkung dieser herrschenden Stimmung ist sehr beträchtlich. Jedem wird es nun doppelt wichtig, als Bürger und als Soldat die Achtung des Publicums zu verdienen und zu erhalten.

Soldaten dabey weit leichter wird, sich zu verheirathen, einiges Grundeigenthum zu erwerben und zu bearbeiten. Der Soldat lebt solchergestalt in seiner Familie, und bleibt unter den Augen seines von der Natur empfangenen Mentors. Die Sittlichkeit gewinnt dabey überaus viel, und die Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Aeltern prägt sich den Herzen der Felizier so tief ein, daß die Spuren derselben selbst durch den Tod der letztern nicht vernichtet werden können. *)

Eine zweyte Betrachtung, welche für die Annahme dieses Systems entschied, war die, daß ein Bürger, auch wenn er

*) Griechenland und Rom zeigen uns durch ihr Beyspiel, wie vortheilhaft es sey, die Armeen eines Staats aus lauter Bürgern bestehen zu lassen; in Felizien wird dieser Vortheil, durch den Einfluß der Regierung auf den militärischen Geist der Soldaten, noch weit beträchtlicher.

Soldat wird, immer nicht aufhört Bürger zu seyn, daß er immer noch, wie zuvor, an den Uerversammlungen als Bürger Theil nimmt. In Friedenszeiten muß sich alle Monate der zwanzigste Mann von jeder Compagnie den bürgerlichen Obliegenheiten in den Uerversammlungen widmen, und ist dafür, während der Zeit, von allen andern Diensten befreyt. Diese Befreyung erstreckt sich auf jeden Soldaten, der in seinen Uerversammlungen vielleicht zum Syndicus ernannt worden wäre, und dauert bis zu Ende seines Syndicats. Würde ein Soldat nach der Anciennetät die Stelle eines Präsidenten erlangen, so würde er dadurch unmittelbar des Veteranismus mit allen seinen Vorrechten theilhaftig werden, wenn er auch bey der Armee die dazu erforderliche Dienstzeit noch nicht für sich hätte.

Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gehört zu den täglichen Diensten, welche die Truppen in ihren Kantonnirungen zu versehen haben. Dieser Dienst, verbunden mit dem der Bürgermiliz, wovon ich sogleich mehreres sprechen werde, ist zur Erhaltung jener friedlichen Ruhe und jener allgemeinen Sicherheit, welche in allen Theilen des Reichs herrscht, vollkommen hinreichend.

Die Felizier können sich mit Recht zu der Gewohnheit Glück wünschen, nach welcher ihnen selbst die bloßen Namen dienen müssen, den menschlichen Geist zu erheben und großer Thaten fähig zu machen. Ein auffallendes Beyspiel hiervon geben die Valoristen, oder die Unerschrockenen aus Grundsätzen.

Da sie ein träges, unthätiges Leben für schimpflich und gefährlich halten, so hat Jeder, wenn er nicht etwa Landwirthschaft treibt, seine eigene Kunst oder Handthierung. Die Achtung, welche sie für ihren Stand und für ihre Person haben, verbunden mit einem thätigen, arbeit-samen Leben, so wie mit der Freyheit, sich zu verheirathen; macht aus jedem Soldaten einen Mann, der sich, weit entfernt von allen Ausschweifungen, durch sein gutes Betragen als Bürger eben so sehr, als durch seine militärischen Eigenschaften auszuzeichnen sucht.

Diese Denkungsart ist bey einer Nation sehr natürlich, welche auf gute Sitten einen so hohen Werth setzt, daß sich niemand einer gröblichen Verletzung derselben schuldig machen darf, ohne des

unmittelbaren Verlusts irgend eines Vorrechts als Bürger gewärtig seyn zu müssen; sie ist bey einer Nation natürlich, wo die öffentlichen Obliegenheiten der Bürger ihre persönliche Handlungsweise dem ganzen Publico darstellen, und einem Jeden den Beyfall oder die Verachtung seiner Mitbürger erwarten lassen, je nachdem er das Eine oder das Andere verdient hat. Es läßt sich kaum denken, wie mächtig eine solche Alternative auf jeden Felizier wirkt, besonders wenn er etwa zu einer Klasse von Bürgern gehören sollte, welche eine vorzügliche Ehre ihres Namens behaupten müssen.

Niemand wird unter die Valoristen aufgenommen, wenn er nicht zuvor drey Jahre lang unter der Nationalmiliz gedient hat; auch wird niemand auf weniger

ger

ger als sechs Jahr angeworben. Die Neuangeworbenen werden von einem Sergeanten ihrer versammelten Compagnie vorgestellt, der sie dann auf ihren Degen schwören, daß sie sich immer als Valoristen betragen, und in diesem ehrenvollen Titel eine neue Verbindlichkeit finden wollen, sich in ihrem Privatleben als treue und ordentliche Bürger zu zeigen. Diese Feierlichkeit, nach deren Beendigung der Neuangeworbene erst seine Uniform erhält, soll besonders die alten Soldaten fleißig an ihre Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft erinnern, und unter ihnen einen gewissen Gemeingeist erhalten, der die Theilnahme an allem, was auf das allgemeine Beste irgend einen Bezug hat, erhöht, und sie so zu gegenseitigen Sittenrichtern und zu Bürgen eines guten Benehmens macht. Bey jeder Divi-

sion machen daher auch die zwölf Aeltesten eine Art von Sittengericht aus, welches über den Lebenswandel ihrer Kameraden genaue Aufsicht führt. Wehe dem, dessen Betragen mit der Ehre eines Valoristen nicht vereinbar wäre! Das ganze Korps würde auf den Ausspruch dieses Sittengerichts die Verabschiedung des Unwürdigen verlangen, der Provinzialkriegsrath würde dem Verlangen Genüge leisten, und der schimpflich Entlassene würde somit auch seines Bürgerrechts unmittelbar verlustig werden.

Es trifft sich zuweilen, daß ein Valorist nach Verlauf seiner Dienstjahre das Korps verläßt und von neuem unter die Nationalmiliz geht. Hier wird er dann, wenn er auch bisher bloß Gemeiner war, nicht nur allemal als Unteroffizier ange-

stellt, sondern man rechnet ihm auch bey seiner künftigen Beförderung seine ganze vorherige Dienstzeit an. Der Zweck, welchen man dabey beabsichtigt, ist der, den militärischen Geist bey den Truppen zu unterhalten, und die Disciplin derselben zu befördern.

Was ich bisher über den Geschmack der Valoristen an einer thätigen Lebensart gesagt habe, geht nicht blofs auf die Gemeinen, sondern muß auch selbst von ihren Offizieren, oder vielmehr von der ganzen felizischen Nation verstanden werden, bey welcher, wie unter uns, der Müssiggang für den Ursprung aller Laster gehalten wird. Da die Offiziere in Friedenszeiten durch ihren Dienst nicht hinlänglich beschäftigt werden, so widmen sie ihre übrigen Freystunden dem Stu-

dium der Künste und Wissenschaften. Wer es in einem oder dem andern zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit bringt, der kann sich auch auf die Beförderung zu irgend einer von denjenigen Stellen gerechte Hoffnung machen, womit der König das Verdienst belohnt. Noch mehr Anspruch auf solche Stellen erlangt man jedoch immer durch ädle Handlungen und muthvolle Thaten. Jener Vorzug, welchen man der Ausbildung in Künsten und Wissenschaften zugesteht, gründet sich auf die Meynung der Felizier, daß der Mann von Kopf bey jedem Unternehmen zu brauchen sey, daß er alles vervollkommnere, und bey jedem Geschäft den Geist desselben heraushebe.

Von sechs zu sechs Jahren erhalten die Valoristen eine Zulage ihres Soldes,

und bekommen auf ihre Uniform ein Zeichen ihrer Anciennetät. Nach vierundzwanzig Jahren werden sie für Veterane erklärt, und erhalten ein anderes Ehrenzeichen auf ihre Uniform. Als Veterane behalten sie die Hälfte ihres bisherigen Soldes, und können sich nach jedem beliebigen Orte verfügen, um ihn in Ruhe zu genießen.

Sollte vor Ablauf dieses Termins ein Soldat durch irgend einen unglücklichen und unverschuldeten Zufall unfähig zum Dienste gemacht werden, so genießt er gleichen Vorthail. Ja er behält seinen ganzen Sold bey, wenn ihn das Unglück nach seinem zwölften Dienstjahre trifft, und ihn außer Stand setzt, sich irgend einer Arbeit zu unterziehen. Eine ähnliche Regel gilt in Ansehung der Unter-

offiziere, die sich in dem Falle befinden, ihren Abschied verlangen zu müssen. Die Dienstentlassungen der Stabsoffiziere sind im Voraus nach den Gesetzen bestimmt, dergestalt, daß auch hierin Niemand im Geringsten willkührlich verfahren kann.

Wenn ein Soldat, er sey Offizier oder Gemeiner, nachdem er bereits zwölf Jahr in Diensten gestanden, verstirbt, so erhält die Witwe den dritten Theil seiner bisherigen Besoldung; ein anderes Drittel erhalten die Kinder, bis sie insgesamt ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben. War der Verstorbene ein Valoristen-Veterane, so bekömmt die Witwe, statt jenes Drittheils, die Hälfte von ihres Mannes Besoldung, und seine Kinder erhalten bis in ihr zwanzigstes Jahr die andere Hälfte. Dieser Aufwand ist für den Staat nicht so be-

trächtlich, als man wohl glauben möchte, indem er doch immer selten von langer Dauer ist. Es ist daher auch nicht selten, daß der Staat diese Unterstützung durch andere Wohlthaten erhöhet, welche ich im letzten Kapitel namhaft machen werde. *)

Man befürchte nicht, daß durch dergleichen Anstalten der militärische Geist unter den Truppen verschwinden könnte. Nicht nur die strenge Mannszucht, welche man beobachtet, sondern auch die gymnastischen Anstalten und die häufigen Uebungen in militärischen Schwenkungen

P 4

*) Der Unterricht der Jugend in den Waffen und die Aufsicht bey ihren gemeinschaftlichen, militärischen Uebungen verschafft den Valoristen-Veteranen noch eine Menge öffentlicher Dienststellen, indem man sie zu Lehrern und Directoren dieser Waffenübungen anzustellen pflegt.

machen Adelstans Absicht, nach welcher der Friede eine immerwährende Vorbereitung zum Kriege seyn sollte, vollkommen erreichbar. Da nun überdies bey den Feliziern Alles darauf hinwirkt, das Ehrgefühl zu beleben und zu erhöhen, so ist man auch durch eine vieljährige Erfahrung belehrt worden, dafs der von ihnen so sorgfältig unterhaltene Friede ein blofser Schlaf des Löwen sey.

Jede Provinz hat aufser den Valoristen auch ihr eignes Korps von Philokledonten. Die Stärke desselben ist jedoch hier nach Verhältnifs der Anzahl derer verschieden, die sich zur Aufnahme unter dasselbe anbieten. Die adeliche Jugend ist nicht immer gleich zahlreich, und nicht jeder Jüngling von Adel erwählt dieselbe Lebensart. Die Philokledonten ziehen eine

größere Besoldung als die Valoristen, ohne daß man hieraus eine Verletzung der gesellschaftlichen Gleichheit folgern könne. Denn das Korps der Philokledonten ist nicht nur in Rücksicht der von ihnen zu erwartenden Vortheile, sondern zugleich auch als Belohnung bereits geleisteter Dienste von Wichtigkeit, angeordnet.

Jeder Neuangeworbene muß in diesem Korps von der Pike herauf dienen, und wird nur nach der Anciennetät befördert; bloß die Prinzen des regierenden Hauses machen eine Ausnahme von dieser Regel. Diese werden sogleich als Souslieutenants angestellt, welches der niedrigste Grad bey dem Stabe ist; hernach aber entscheidet unter ihnen und den andern Offizieren das alleinige Dienstalder.*)

P 5

*) Willst du befehlen, so lerne erst gehorchen.

Ich habe bereits weiter oben einer bestimmten Anzahl von Offizierstellen Erwähnung gethan, deren Besetzung dem König allein vorbehalten sey. Diese können bey den Philokledonten nur mit einem aus ihrer Mitte, folglich nur mit Philokledonten wieder besetzt werden. Ist dagegen die Stelle bey einem andern Korps vacant, so kann sie der König eben so wohl mit einem Philokledonten als mit einem Bürgerlichen aus demselben Korps besetzen. Es würde auch in der That sehr abgeschmackt seyn, wenn die Eigenschaft des Adels, die Jemandem ausser dem Rechte des Staatsbürgers zu Theil geworden, einen Grund abgeben sollte, einen so vortheilhaft ausgezeichneten Bürger des Commando über andere, nicht adeliche Staatsbürger für unfähig zu erklären. Denn die bürgerliche Gleichheit

wird dabey nicht im mindesten beeinträchtigt, indem der angestellte adeliche Offizier mit den andern, nicht adelichen, nur nach der Anciennetät zu höhern Graden aufsteigt.

Die beiden Korps der Linientruppen, deren ich bisher gedacht habe, würden aber für sich allein der ganzen felizischen Nation jenen militärischen Geist nicht einhauchen können, mit dem man sie zu beleben für nöthig hält. Dieser Zweck ist allein durch die Errichtung einer Nationalmiliz erreicht worden.

Jeder waffenfähige Staatsbürger und Plebejer gehört von seinem zwanzigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahre unmittelbar zu dieser Miliz; er müßte sich denn unter den Linientruppen anwerben, oder beym Seewesen anstellen lassen. Jeder

Urversammlungsbezirk errichtet so wohl in den Städten als auf dem Lande, aus den vorhandenen Bürgern und Plebejern eine, oder nach Befinden mehrere Compagnien. Unter den Plebejern und Staatsbürgern wird hierbey jedoch der Unterschied beobachtet, daß erstere keine Offizierstelle bekleiden, und, so lange sie Plebejer bleiben, nicht einmal Unteroffiziere werden können. Man befolgt also, in Ansehung der Nationalmiliz, dieselbe Regel, welche bey den Linientruppen stattfindet, daß nämlich Staatsbürger nur von Staatsbürgern commandirt werden können. Diese Compagnien der Nationalmiliz haben den Präsidenten und die Syndicen der Urversammlung, zu der sie gehören, zu ihren ordentlichen, bürgerlichen Obern. In allen Dingen, welche auf das Civilwesen Beziehung haben, ste-

hen sie unter ihren Befehlen, die ihnen jedoch durch ihre Offiziere gegeben werden, welche die Compagnien unmittelbar commandiren. Diese Offiziere müssen zugleich Staatsbürger seyn, und können nur nach der Anciennetät befördert werden. Selbst die Adelichen sind dieser Regel unterworfen; denn ob sie gleich bey ihrer Aufnahme jederzeit das Patent eines Offiziers vom ersten Grade (eines Sous-lieutenants) erhalten, so haben sie doch bey dem nachherigen Vorrücken nicht den mindesten Vorzug vor den übrigen bürgerlichen Offizieren.

Die Nationalmiliz steht zwar, wie gedacht, der Regel nach, unter den Befehlen der Vorsteher derjenigen Urversammlung, zu welcher sie unmittelbar gerechnet wird; sollte jedoch irgend ein Dorf

keinen eigenen Syndicus haben, so ist doch der Anführer der am Orte befindlichen Miliz an den Maire und die Municipalbeamten gewiesen, welche, als anerkannte Staatsbürger, die gewöhnliche Civilgewalt ausüben.

Jede Compagnie stellt eine erforderliche Anzahl von Mannschaft, welche Tag und Nacht die zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit nothwendigen Dienste verrichten muß. Diese Dienste sind jedoch von der Art, daß sie niemanden zur Last fallen. Sie werden überdieß gut bezahlt, und es fehlt daher nie an Personen, die sich denselben freywillig unterziehen. Man nimmt sie um so bereitwilliger an, je füglicher dadurch das verschiedene Privatinteresse vereinigt, und die Freyheit einzelner Privatpersonen erweitert werden kann.

Von einer Art des Dienstes kann man jedoch nie ohne ausdrückliche Bewilligung des commandirenden Offiziers dispensirt werden, obgleich die nachgesuchte Dispensation niemals verweigert zu werden pflegt. Jede Compagnie muß nämlich zu Anfange eines jeden Monats eine Specialrevüe passiren, so wie man alljährlich mit den sämtlichen Compagnieen des ganzen Districts eine Generalrevüe veranstaltet. Diese Musterungen sind dann jederzeit mit gymnastischen Uebungen verbunden, bey welchen man verschiedene Preisse auszutheilen pflegt, und sie dadurch für ganz Felizien zu einem allgemeinen Fest macht.

Nach einer sechsjährigen Dienstzeit unter der Bürgermiliz wird man zwar von den monatlichen Musterungen befreyet, aber bey der jährlichen Generalrevüe

muss ein Jeder, der nicht Veterane ist, ohne Ausnahme erscheinen. Die Zeit, wenn letztere unternommen wird, bleibt immer dieselbe, und leidet nie eine Abänderung. Die drey ältesten Veterane unter den sämtlichen Offizieren des Districts führen dabey das Commando, dergestalt, dass auch unter ihnen der Rang nach der Anciennetät bestimmt wird. Bey Gelegenheit dieser allgemeinen Musterungen vereinigen sich auch alle Offiziere unter den Präsidenten und Syndicen ihrer respectiven Urversammlungen, um den Eid zu erneuern, den ein Jeder bey dem Antritt seiner Stelle schwören muss, und welcher von dem unter den Linientruppen eingeführten Eide nicht verschieden ist. *)

Nach

*) Sollte die grosse Bevölkerung eines Districts die Generalmusterung zu zahlreich machen, so pflegt man sie zu theilen.

Nach einer vierundzwanzigjährigen Dienstzeit wird man als Veteran betrachtet. Die Veterane sind von allen militärischen Diensten befreyt, und erhalten ein besonderes Ehrenzeichen, das sie als Zierde an ihrem Turban tragen. Diefs Ehrenzeichen ist bey allen Stabsoffizieren von gleicher Beschaffenheit; ein anderes gemeinschaftliches haben die verschiedenen Unteroffziere; ein anderes die gemeinen Soldaten. Auch Plebejer erhalten dieses Ehrenzeichen. Der Werth, welchen das Publicum darauf setzt, ist so allgemein, daß man es für schimpflich hält, in einem gewissen Alter desselben entbehren zu müssen.

Die Mannszucht, welche unter der Nationalmiliz beobachtet wird, ist überaus streng und musterhaft. Die geringste

Strafe bey geringfügigen Vergehungen ist
 Verlust der Anciennetät. Der Schuldige
 wird nämlich der durch seine Dienstzeit
 erworbenen Vorrechte beraubt, und muß
 in der Compagnie wieder von unten her-
 auf dienen. Ist das Vergehen wichtiger,
 z. B. es hat jemand der erhaltenen Ordre
 offenbar und vorsätzlich entgegengehan-
 delt, oder Widersetzlichkeit gegen seinen
 Offizier gezeigt, so wird er fortgejagt und
 degradirt, das heißt, er wird der Würde
 eines Staatsbürgers für verlustig erklärt,
 oder der Fähigkeit zu der dereinstigen
 Erlangung derselben beraubt. Ausser-
 dem darf er auch an den gymnasti-
 schen Uebungen keinen fernern Antheil
 nehmen, und kann nicht einmal den Tur-
 ban der Plebejer tragen. Beide Strafen
 werden sogleich in letzter Instanz zuer-
 kannt und dem Verurtheilten keine Ap-

pellation dagegen verstattet. Im erstern Fall erkennen die Civilobern der Compagnie mit Zuziehung der dazu gehörigen Offiziere über das Vergehen; im letzten Fall aber richtet ein Kriegsrath, der aus drey Generalen des Districts, aus den Capitänen aller seiner Compagnien und aus den Präsidenten aller zu denselben gehörigen Urversammlungen besteht.

Vor dem zurückgelegten zwanzigsten Jahre; wird der Regel nach niemand unter; die Nationalmiliz aufgenommen; nur bey den Adelichen macht man eine Ausnahme, und ist mit einem Alter von achtzehn Jahren zufrieden, weil sie alsdann auch schon zur Ablegung des Bürgereides zugelassen werden. Da man in jedem Alter von der frühesten Jugend auf, an den gymnastischen Uebungen Theil

nehmen kann, so darf man auch von diesen adlichen Jünglingen erwarten, daß sie schon in ihrem achtzehnten Jahre excellente Soldaten abgeben; ja man kann dieß bey allen andern Feliziern voraussetzen, weil sie alle gleichen Antheil an diesen Uebungen nehmen, welche einen Theil der bürgerlichen Erziehung ausmachen. Da man überdieß als Nationalgardist nicht aufhört an den gymnastischen Uebungen Theil zu nehmen, so bringt es auch ein Jeder in seinen körperlichen Fertigkeiten immer weiter.

Ich habe mich bisher weitläufig genug über die Landmacht der Felizier verbreitet, und es wird nun Zeit seyn, auch etwas über das Seewesen zu sagen. Die felizische Marine theilt sich, so wie die Landarmee, in zwey Korps, in das Korps

in das Korps der Philokledonten zur See, und in das Korps der bloßen Bürger. In beiden muß man von unten herauf dienen, und wird nach der Anciennetät und nach Anzahl der mitgemachten Seezüge stufenweise befördert. Auch als Seesoldat kann man der Kriegsmedaille und aller andern Belohnungen theilhaftig werden, welche unter den Landtruppen eingeführt sind: Die Seeoffiziere müssen auch denselben Eid schwören, den die Offiziere bey der Landarmee ablegen, und die Besetzung eines Dritttheils der vacant gewordenen Stellen bleibt auch hier dem Könige überlassen.

Die Philokledonten führen in ihrer Flagge auf der einen Seite die Ehre, auf der andern einen Sidus mit seinen Früchten; auf der Flagge der bloßen Bürger ist

das Sinnbild der felizischen Nation auf der einen Seite, auf der andern aber ein Löwe, als das Symbol des militärischen Heldenthums, befindlich. Da viel darauf ankommt, daß man sich sehr frühzeitig dem Seedienste widme, und doch niemand vor dem zwanzigsten Jahre unter die Staatsbürger aufgenommen wird, so trägt man kein Bedenken, auch bloßen Plebejern den Beytritt zu dem Schiffsvolke zu verstatten. So lange sie jedoch bloße Plebejer bleiben, können sie keinen Grad vorrücken: sobald man sie aber unter die Staatsbürger aufgenommen hat, werden ihnen die Jahre der bisherigen Dienstzeit, bey künftigen Beförderungen zu gute angerechnet. Da sie aber mit dem Bürgerrechte nicht zugleich den Adelstand erlangen, so werden sie, bey erfolgter Beförderung zu wirklichen Offizierstellen,

allemal auf ein Bürgerschiff versetzt, wenn sie nicht schon bisher zu denselben gehörten, denn nur die Philokledonten können als Offiziere auf Schiffen dienen, die nicht zu ihren Korps gehören.

In Ansehung des Commando findet beym Seewesen dieselbe Einrichtung statt, welche ich bereits von der Landarmee angeführt habe: haben nämlich die Offiziere beider Theile gleichen Rang, so stehen die Bürgerschiffe unter dem Commando des Philokledonten. Es würde dagegen der Anführer der Bürgerschiffe das Generalcommando erhalten, wenn er vor dem Anführer der Philokledonten einen Grad voraus hätte. Man beobachtet also auch hier die möglichste Gleichheit, und gestehet einem Jeden, wie bey der

Landarmee, die Fähigkeit zu, nach dem Range der Anciennetät bis zur höchsten Befehlshaberstelle hinaufzusteigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nationalcharakter der Felizier. Denkungsart des weiblichen Geschlechts; Verheirathung, Ehescheidung.

Es ist wohl kein Land in der ganzen Welt zu finden, wo in allen Geschäften mehr Treue und Glauben herrschte, als in Felizien. Die Einwohner dieses Landes behaupten, daß sie ihre Verträge nie zu Papier bringen würden, wenn es nicht um Lebens und Sterbens willen geschähe. Man muß ihnen aber auch in der That zugestehen, daß sie unter einander eben so leben, als die Britten unter der Regierung Alfred des Großen. Mit dieser Aufrichtigkeit und mit dieser Treue, welche einen wesentlichen Theil ihres

Nationalcharakters auszumachen scheinen; verbinden die Felizier einen hohen Grad von Geradheit und Offenherzigkeit. In Felizien wird man nie ein Beyspiel von jenen menschenfeindlichen Unholden auffinden können, von welchen uns ein alter Schriftsteller sagt: „Sie kennen keinen andern Genuß, als den des allgemeinen Hasses;“ überall wird man dagegen gute Laune und frohe Stimmung bemerken, wie man sie bey Menschen, die mit sich und ihrer Lage zufrieden sind, voraussetzen kann, und von denen sich denn auch alles Gute erwarten läßt. Wie wär' es auch anders möglich? Gerechtigkeit leitet sie bey allen ihren Handlungen, und Wohlthätigkeit ist bey ihnen ein Zweig der Gerechtigkeit. Die Freundschaft eines Feliziers ist ein schätzbares Gut, und man kann von einem Jeden behaupten, dafs er die

Gefühle der Feindschaft gar nicht einmal kenne. Haß und Rachsucht halten sie für plagende und entehrende Leidenschaften.

Kein Felizier verlangt zwar, daß man gegen zugefügte Beleidigung unempfindlich sey; aber, sagen sie, man muß sich nie die Ungerechtigkeit erlauben, in seiner eigenen Sache richten zu wollen. Laß deine Klage laut werden, heißt es bey ihnen, bringe sie vor den Richterstuhl der öffentlichen Meynung, welche nie ermangeln wird, den Werth derselben gehörig zu würdern und den Schuldigen strafend zu bessern. *)

*) Dieß Benehmen gegen Beleidigungen ist nicht neu; man weiß, daß sich Diogenes an einigen jungen Leuten, welche ihn bey einer Festlichkeit gemißhandelt hatten, dadurch rächte, daß er ihre Namen auf seinen Rücken schrieb, und so in den Straßen von Athen herumgieng.

Man wird in Felizien nicht leicht ein Beyspiel finden, dafs Jemand absichtlich die äufsere Achtung verletze, welche man sich gegenseitig schuldig ist. Und gesetzt, es machte sich jemand eines solchen Fehlers theilhaft, so würde man ihn als einen Dornstrauch betrachten, an dem Jeder mit seinen Kleidern hängen bleibt, der ihm zu nahe kommt; man würde ihn fliehen und aus allen guten Gesellschaften verbannen, Möchten wir doch eben so vernünftig seyn, und gegen solche Dornsträucher in unsern Gesellschaften ein gleiches Benehmen beobachten! Ein so ehrenvoller Grad von sittlicher Ausbildung würde dann der barbarischen Wuth des Zweykampfs auf immer ein Ende machen, man würde es nicht mehr für schimpflich halten, Beleidigungen zu vergeben; Groß-

muth der Seele würde nicht mehr für entehrende Schwachheit gehalten werden.

Ich will hier nichts von dem Betragen anführen, welches die Felizier in ihren äußern und öffentlichen Verhältnissen beobachten, denn ich würde nur dasjenige wiederholen, was bereits in verschiedenen vorhergehenden Kapiteln vorgekommen ist. Mein Hauptzweck geht gegenwärtig bloß dahin, ihr häusliches Privatleben darzustellen. Da nun die felizischen Frauen eine vorzügliche Rolle in demselben spielen, so wird es nothwendig seyn, meinen Lesern ein treues Gemälde von ihren Sitten und ihrer ganzen Denkungsart aufzustellen.

Die Felizier sind zu verständig, als daß sie nicht hätten einsehen sollen, daß das weibliche Geschlecht eben so gut,

als das männliche, zur Kenntniß der Moral bestimmt sey; dafs es mit der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft nicht ganz unbekannt bleiben dürfe, und dafs es sehr gefährlich seyn würde, wenn man die Hälfte ihrer Mitglieder über die Rechte, welche ihnen in derselben zustehen, und über die Pflichten, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, gänzlich unbelehrt lassen wollte. Man sah wohl ein, dafs eine solche Unwissenheit in den Grundwahrheiten der bürgerlichen Verfassung um so schädlichere Folgen haben werde, je gröfser die Reize sind, welche das schöne Geschlecht von der Natur empfangen hat, und die es dann leicht zur Verführung der Männer missbrauchen dürfte.

Man suchte daher den angenehmen Eigenschaften dieses schönen Theils des

menschlichen Geschlechts durch gründliche Ausbildung einen noch größern Werth zu geben; betrachtete die Frauen als wohlthätige Gesellschafterinnen auf dem Pfade des Lebens, welche, weit entfernt, die innern Feinde, welche wir zu bekämpfen haben, zu vermehren, uns den Sieg über uns selbst erleichtern. In dieser Hinsicht wurden eine Menge Anstalten getroffen, durch die sie zu vortrefflichen Staatsbürgerinnen gebildet werden.

Dieser Name ist bey ihnen ein blosser Ehrentitel, und giebt ihnen keinen Antheil an den öffentlichen Geschäften; allein wir werden zugleich sehen, wie viel ihnen an Erlangung desselben gelegen seyn müsse. Er wird ihnen aber nicht eher zugestanden, als bis sie sich, gleich den Männern, einer öffentlichen

Prüfung unterworfen und gezeigt haben, daß ihnen jene große Wahrheiten, die jeder Bürger wissen muß, und besonders diejenigen nicht unbekannt sind, welche einen unmittelbaren Einfluß auf ihr künftiges Betragen haben, und deren Berücksichtigung sie sodann eidlich angeloben müssen. *)

Man darf sich diese Prüfungen nicht als so ganz leicht und oberflächlich vorstellen. Einige Fragen und die darauf erfolgten Antworten, von denen ich selbst Zeuge gewesen bin, mögen es beweisen, wie sehr man sich bey einer solchen Voraussetzung irren würde.

Fr.

*) Die Formalitäten dieser öffentlichen Prüfung sind von denen nicht verschieden, welche bey den Prüfungen der Mäner beobachtet werden.

Fr. „Was muß uns zu allen Zeiten
 „in unserm häuslichen Betragen zur Richt-
 „schnur dienen?“ — A. „Die Vorschrift
 „der Gesetze, und wenn diese schweigen,
 „die Stimme unsers Gewissens, welche
 „nur diejenigen täuscht, die gern selbst
 „getäuscht seyn wollen.“

Fr. „Was denken Sie Sich unter Glück-
 „seligkeit?“ — A. „Ich glaube, daß sie
 „in einer anhaltenden Zufriedenheit mit
 „sich selbst besteht, und daß man diese
 „reine, köstliche Zufriedenheit lediglich
 „in einer zur Gewohnheit gewordenen
 „Erfüllung aller seiner Pflichten finden
 „kann.“

Fr. „Haben alle Menschen von Natur
 „eine gleiche moralische Bestimmung?“ —
 A. „Ja, wir werden allesammt geboren,
 „um Gott zu erkennen, die Tugend zu

„ehren, unsere Brüder zu lieben, und uns
 „selbst glücklich zu machen, indem wir
 „das Glück Anderer befördern.“

Fr. „Worin besteht die Tugend des
 „Weibes in Hinsicht auf die bürgerliche
 „Gesellschaft?“ — A. „Darin, daß sie
 „sich auf die natürlichen und heiligen
 „Pflichten der Gattin und Mutter be-
 „schränke; daß sie die Gesetze des Wohl-
 „standes nie verletze, oder ein gebieteri-
 „sches Wesen annehme; daß sie in ih-
 „rem Privatleben Gerechtigkeit durch Gü-
 „te zu mildern, und Vernunft mit den
 „Reizen der Sanftmuth zu paaren wisse;
 „daß sie sich immer als eine fleissige
 „Biene zeige, welche, ohne zu stechen,
 „das süsse Honig in jeder Bluhme zu fin-
 „den weifs.“

Die ersten beiden Antworten ertheilte
 die Tochter eines blossen Bürgers in mei-

ner Gegenwart auf obige beide Fragen; die zwei letztern Antworten kamen von einem verwaisten Mädchen, das in einer öffentlichen Verpflegungsanstalt*) war erzogen worden. Beide waren nicht über sechszehn Jahr, als in welchem Alter die künftigen Bürgerinnen von Felizien zu dieser Prüfung gelassen werden.

Ich könnte noch mehrere Züge dieser Art anführen; allein schon diese werden hinreichend zeigen, wie es zugehe, daß man das Herz eines jeden Feliziers als ein Heiligthum seines Weibes betrachten könne. Die Felizierinnen sind ihren Männern wohlthätige Gottheiten, keinesweges

R 2

*) Von diesen Instituten und von den Waisen selbst, für die sie bestimmt sind, werde ich in dem folgenden Kapitel ausführlicher zu sprechen Gelegenheit haben.

aber seelenlose Idole, welche sich die Leidenschaft in ihrem Wahnsinne bildete, um sie mit sinnloser Ausschweifung zu verehren.

Diejenigen Frauen, welche zu felizischen Staatsbürgerinnen aufgenommen worden sind, haben auch das Recht, die äußern Ehrenzeichen von der Würde ihrer Männer zu tragen. Eine Einrichtung, welche den Werth öffentlicher Ehrenstellen in den Augen eines jeden Feliziers unendlich erhöht, und bey den Frauen ein persönliches Interesse an der Würde ihres Mannes erregt. Sie halten diese Ehrenzeichen für das größte und ädelste Kleinod ihres Schmucks, und je mehr eine Gattin vor Verlangen nach dem Besitz derselben brennt, um so thätiger strebt der Mann, ihren Schmuck damit zu bereichern.

Jedermann wird sogleich einsehen, welche herrliche Wirkung eine solche Einrichtung hervorbringen müsse.

Man müfste ein grofser Fremdling in der Geschichte seyn, wenn man nicht wissen wollte, wie wichtig Frauen von grofsem Charakter der Gesellschaft werden können. Sparta zeigt es uns besonders, welchen grofsen Einflufs sie auf bürgerliche und militärische Tugenden haben können. Die Felizier verdienen daher unsern ganzen Beyfall, wenn sie das schöne Geschlecht als ein vorzügliches Beförderungsmittel unserer Vollkommenheit betrachten. Die Vortheile, welche ihnen diefs System gewährt, liegen am Tage, und müssen Jeden von der Vortrefflichkeit desselben hinreichend überzeugen.

Die Felizierinnen zeigen nichts von jener gewöhnlichen Flatterhaftigkeit, welche man dem schönen Geschlechte nur gar zu oft vorzuwerfen pflegt. Man bemerkt an ihnen weder jenen Geschmack an Frivolitäten, noch jenen Hang zur Verschwendung, den man an unsern Landsmänninnen zu tadeln veranlaßt wird. In Felizien vereinigt sich aber auch alles, was ein junges Mädchen von ihrer zartesten Kindheit an sieht, hört und liest, zu ihrer Belehrung, alles befördert die Ausbildung ihres Geistes und Herzens.

In Felizien hält es das andere Geschlecht für seine vorzüglichste Bestimmung, unser Leben zu verschönern, für unser Vergnügen zu arbeiten, und sich uns dadurch als die ergiebigste Quelle unserer Erdenfreuden zu empfehlen. Es

gnügt ihnen aber nicht bloß dem Auge zu gefallen, sie wollen auch das Herz und den Geist des Mannes interessiren. „Ohne Achtung und Vertrauen, sagen sie, ist die Liebe ein bloßer Rausch, den man in der nächsten Stunde verschläft; ein Mädchen, das bloß den Sinnen gefallen will, erniedrigt sich selbst, und kann nie auf dauerndes Wohlwollen Anspruch machen.“ Man wird sogleich einsehen, daß eine solche Denkungsart die Selbstliebe zum sichersten Bürgen eines guten Betragens machen müsse. Seinen Verstand mit Kenntnissen zu bereichern, den Geschmack auszubilden, und den Empfindungen des Herzens die gehörige Richtung zu geben, dieß gilt den felizischen Schönen für das sicherste Mittel, niemals alt zu werden.

Die Begriffe, welche diese tugendhafte Bürgerinnen von den Pflichten gegen ihre Kinder haben, sind eben so schätzbar und richtig. Es genügt ihnen nicht, ihren Kindern das Süße der mütterlichen Zärtlichkeit genießen zu lassen; sie setzen auch ihre grösste Ehre in die Vortrefflichkeit der Früchte, welche diese junge Pflanzen einst tragen werden, und lassen daher ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Pflege derselben gerichtet seyn. Ich sage mit Recht, daß sie hierinnen ihre eigne Ehre finden, denn die Medaillen und andere Ehrenbelohnungen, welche ein junger Staatsbürger im Großen erhalten hat, um sie als Merkmal seiner Verdienste öffentlich zu tragen, erhalten auch seine Aeltern im Kleinern. Dieß ist eine Art von Huldigung, welche die Felizier der guten Erziehung schuldig zu seyn

glauben, welche die Aeltern diesen jungen Staatsbürgern wahrscheinlich gegeben haben müssen. Der Zweck dieser Einrichtung liegt nicht tief verborgen, sondern ist sehr leicht zu begreifen. *)

Man kann leicht denken, daß die Vereinigung dieser und ähnlicher vortrefflicher Maximen, welche mit unauslöschlicher Schrift den Herzen solcher würdigen Gattinnen eingegraben sind, nicht den unbedeutendsten Theil ihrer Ausstattung ausmache, besonders wenn man sich unter eine Nation versetzt, welche den adelichen Stolz hat, zu glauben, daß nur die Tugend Liebe und Achtung verdiene.

R 5

*) Wenn man in China die Verdienste eines jungen Mannes belohnen will, so adelt man seinen Vater, bisweilen auch seinen Großvater; und die Chineser wissen gewiß, was sie thun.

Ihr eitle und frivole Herrchens von Europa, die ihr euch unter dem Schwarm eurer thörichten Landsmänninnen herumtreibt, und um das Beyfallslächeln dieser erwachsenen Kinder buhlt, die man mit Marionetten und Joujoux amusiren muß; ihr werdet ohne Zweifel das Gemälde bemitleiden, wovon ich euch so eben den Umriss gegeben habe, werdet vor der Langenweile erschrecken, welche euch der einförmige Umgang mit den felizischen Schönen unausbleiblich machen muß. Aber wißt, daß ihr Charakter dem grünen Kleide der Natur gleicht, welches dem Auge zu jeder Zeit wohlthut, ohne es jemals zu blenden. Ueberdies machen die soliden Eigenschaften der felizischen Schönen nur den Grund dieses reichen Gemäldes aus, auf welchen tausend angenehme Talente aufgetragen sind, die es

durch ihr frisches, lebendiges Kolorit verschönern.

Man denke sich eine lebhafte, stets geistreiche, nie anmaßliche Unterhaltung, — ein gefälliges Wesen, das sich nie etwas vergiebt, und den reinsten Erguß eines Herzens voll tugendhafter Empfindung ausmacht, — eine ungezwungene Heiterkeit und unerkünstelte Naivität, die jedes Wort und jede Handlung begleitet, — ein offenes Wesen, das Vertrauen zeigt und gegenseitig einflößt, — eine stete Aufmerksamkeit auf alle Anwesende, welcher die wichtige Lebensregel zum Grunde liegt, daßs Andere um so zufriedener mit uns sind, je zufriedener wir sie mit sich selbst seyn lassen, — und man hat einen treffenden Umriss von den geselligen Eigen-

schaften des schönen Geschlechts in Felizien, nach welchen sich der Werth des Umgangs mit demselben ungefähr bestimmen läßt.

Man kann leicht denken, daß das Haus eines Feliziers für Alle, die zu selbigem gehören, ein wahres, irdisches Paradies sey, in das sich nie eine verführerische Schlange einschleichen kann. Gegenseitige Zärtlichkeit, ein Gefühl, das nicht so stürmisch, als leidenschaftliche Liebe, aber doch lebhafter als bloße Freundschaft ist, öffnet dem glücklichen Gatten einen unversiegbaren Quell des reinsten Genusses. Die Kenntnisse, womit sich die Gattin bereichert hat, verbunden mit einer durch Nachdenken geübten Urtheilskraft, machen sie dem Manne zur wahren Freundin und vortrefflichen Rathgeberin.

Solche Aeltern müssen ihre Kinder zärtlich lieben, und von ihnen dagegen innigst verehrt werden. Dankbarkeit, kindliche Ehrfurcht, Interesse der Glücksgüter, Ehre, Macht der Gewohnheit und Gewalt des Beyspiels, Alles vereinigt sich hier, um in jeder Familie die vollkommenste Eintracht zu erhalten. Ein Fremder nannte einst seinen Vater mein Herr und seine Mutter Madam; die Anwesenden, welche es hörten, riefen verwundert: Wie sonderbar! Sie sind also nicht zu jeder Tageszeit der Sohn Ihrer Aeltern?

Bey Heirathsangelegenheiten geben die felizischen Mädchen den Sideristen in Betracht der Ehrenzeichen, welche die Gemahlinnen derselben zu tragen berechtigt sind, noch mehr aber in Rücksicht der

moralischen Eigenschaften, die bey Personen einer so würdigen Klasse vorausgesetzt werden, und der günstigen Hoffnungen, zu welchen sie ihre künftigen Gattinnen berechtigen, gewöhnlich den Vorzug. Da nun aber die Frauen den Stand ihrer Männer erhalten, so pflegen auch diese bey der Wahl ihrer künftigen Gattinnen die Geburt derselben nicht ganz unberücksichtigt zu lassen. Sie dürfen jedoch! nur zu Staatsbürgerinnen aufgenommen worden seyn, um unter einander für vollkommen gleich geachtet zu werden; und da es ihnen nur nach vorgängiger Aufnahme zu Staatsbürgerinnen verstattet wird, die äußern Merkmale des Standes ihrer Männer zu tragen, so kann man sich leicht denken, wie selten bey den felizischen Schönen jene tiefe Unwissenheit seyn müsse, welche

man ihnen in unsern Ländern so oft vorzuwerfen veranlaßt wird.

Wohlstand und äufßere Glücksgüter werden indess von den Feliziern gar nicht verachtet; sie betrachten sie vielmehr als ein Mittel, durch das sich manches Gute stiften und manche Wohlthätigkeit ausüben läßt. Da sie jedoch überzeugt sind, daß wir den Grund zu unserm wahren Glücke nicht aufser uns, sondern in uns suchen müssen, so glauben sie auch, daß man auch ohne Reichthum gar wohl glücklich seyn könne. Ihre vorzügliche Aufmerksamkeit ist daher zunächst auf die persönlichen Eigenschaften des Individuums, namentlich auf die Eigenschaften des Geistes und Herzens, nächst diesen aber auf äufßere Eigenschaften des Körpers gerichtet. „Gold kann den Mangel dersel-

„ben weder ersetzen, noch ihre Stelle
 „vertreten; denn was hat das Geld mit
 „jenen süßen Freuden, mit jenem unaus-
 „sprechlichen Genusse gemein, welchen
 „sich zwey Seelen gewähren, die so für
 „einander geschaffen, so innig mit einan-
 „der vereinigt sind, daß sie nur ein ein-
 „ziges geistiges Wesen auszumachen schei-
 „nen, welches zwey verschiedene Körper
 „belebt. In dieser Harmonie der Seelen
 „besteht der wahre Schatz des Lebens,
 „ein Schatz, der um so kostbarer ist, je
 „weniger er sich erschöpft, und je mehr er
 „durch täglichen Gebrauch zunimmt.“
 Dieß ist die Sprache, welche alle Felizier
 führen, so oft von der Wahl einer Gattin
 und den Grundsätzen, welche dabey be-
 folgt werden müssen, die Rede ist.

Die Trauungen werden öffentlich von
 einem Diener des Tempels und in dem
 Tempel

Tempel selbst verrichtet. Sie sind mit den größten Feierlichkeiten verbunden, welche der Wichtigkeit vollkommen entsprechen, die diese Verträge für das ganze Lebensglück in den Augen der Felizier erhalten. Ich hatte einmal selbst Gelegenheit, den Trauungsfeierlichkeiten eines meiner Freunde, von welchem ich dazu eingeladen worden war, beyzuwohnen, und will daher meinen Lesern die Fragen, welche der Priester dem jungen Brautpaar vorlegte, nebst den Antworten hersetzen, welche sie ihm darauf ertheilten.

Fr. „Habt Ihr beide den Bürgereid „geschworen?“ — A. „Wir haben diese „Ehre gehabt und uns gegenseitig gelobt, „ihn niemals zu vergessen.“ — „Fr. Ist „Euer Entschluß, als Mann und Frau

„beysammen zu leben, auf freye und uner-
 „zwungene Wahl gegründet?“ — A. „Wir
 „haben dabey bloß unsere Aeltern und
 „unsere Herzen um Rath gefragt.“ —
 Fr. „Kennt Ihr die Pflichten genau, wel-
 „che Euch dieß Bündniß gegenseitig auf-
 „legt?“ — A. „Wir kennen sie, ohne da-
 „vor zu erschrecken.“ — Fr. „Ihr wißt
 „also, daß Ihr nicht tugendhafte Bürger
 „seyn könnt, wenn Ihr nicht auch tugend-
 „hafte Gatten seyd?“ — A. „Unser
 „Nachdenken und unsere Empfindung
 „vereinigen sich zu dieser Ueberzeugung.“
 — „So schwöret denn, daß Euch der
 „Bund, den Ihr jetzt schliessen wollt, le-
 „benslang heilig seyn solle, und bedenkt,
 „daß Ihr Gott und die Nation zum Zeu-
 „gen Eures Schwurs habt.“ — „Wir
 „schwören es zu Gott, dessen Gerech-
 „tigkeit wir fürchten; wir schwören es

„der Nation, deren Gesetze wir verehren.“

Nachdem die Neuverbundenen diesen Eid abgelegt, und der Priester beiden Theilen einen Ring an ihre linke Hand gesteckt hatte, beschloß er mit folgender Ermahnung: „Wenn Ihr wünschet, daß Euch die Kinder, die Ihr aus Eurer Verbindung erwartet, einst glücklich machen sollen, so gebt ihnen das Beispiel eines guten Betragens; zeigt ihnen durch Eure Gespräche und noch mehr durch Eure Handlungen, daß das Leben nur in so fern ein wahres Gut ist, als man von demselben einen guten Gebrauch macht.“

Nach den felizischen Gesetzen kann kein Mädchen vor ihrem achtzehnten, und kein Jüngling vor seinem vierundzwan-

zigsten Jahre heirathen, ohne vorher die ausdrückliche Zustimmung seiner Aeltern erhalten zu haben. Man hat dadurch dem Staat gesunde, kraftvolle Kinder, den jungen Leuten aber ein Verwahrungsmittel gegen eine Unerfahrenheit zusichern wollen, die sie zu übereilten und folglich auch dem allgemeinen Besten entgegenlaufenden Verbindungen verleiten könnte.

Hat der Jüngling oder das Mädchen dieß gesetzliche Alter erreicht, so können sie sich nach Gefallen verheirathen, und brauchen niemanden, als ihre gegenseitige Neigung, um Rath zu fragen. Diese Leichtigkeit der Ehen ist zugleich die sicherste Schutzwehr guter Sitten; denn kein junger Mann kann mit einem Mädchen aus andern als reellen Absichten

einigen Umgang haben, ohne den Wohlstand offenbar zu verletzen. Auch das Gesetz über Ehescheidungen befördert diese Reinigkeit der Sitten. Ehescheidung ist bey den Feliziern erlaubt, und dennoch findet man sie nirgends seltener als hier, obgleich jeder Theil darauf antragen kann, und der Unzufriedene bloß eine schriftliche Erklärung von sich zu geben braucht. Diese Freyheit beruht auf dem Grundsatze, daß die Ehe ebenso wohl eine Vereinigung des Geistes, als des Körpers, seyn müsse.

Man darf jedoch nicht glauben, als ob eine solche Trennung ohne alle Folgen sey; sie ist vielmehr mit sehr wichtigen Folgen verbunden. Der Richter untersucht nämlich jedesmal die Klage des

unzufriedenen Theils, bestimmt dann, ob das Ehescheidungsgesuch gegründet sey, oder nicht, und belegt dann denjenigen mit einer Geldstrafe, welcher seines feierlichen Eides ungeachtet zur Ehescheidung gerechten Anlaß gegeben, oder ohne hinreichenden Grund darauf angetragen hat.

Die Zahl der Ursachen, welche zu einer Ehescheidung berechtigen, ist sehr geringe. Einige finden in Rücksicht beider Gatten statt, z. B. eine natürliche und absolute Impotenz, gänzliche Verdorbenheit der Sitten, besonders wenn sie bereits im Publicum eine gewisse Ruchbarkeit erhalten, oder irgend einen Unfall nach sich gezogen hat, der als natürliche Folge derselben angesehen werden kann. Andere Ursachen der Ehescheidung finden bloß in Ansehung des Man-

nes statt, können jedoch auch gegen die Frau, in so fern sie auf dieselbe anwendbar sind, gültig gemacht werden.

Hieher gehört nicht nur der bürgerliche Tod des Ehegatten, den ein richterlicher Ausspruch nach sich gezogen hat, sondern auch die Anrüchtigkeit und jede andere Verurtheilung, mit welcher der Verlust der Qualität eines Staatsbürgers verbunden ist. Im ersten Falle würde es grausam seyn, von einem Lebenden zu verlangen, daß er mit dem Todten in Verbindung bleibe; in den beiden letzten Fällen würde es die Ehre, diese große Triebfeder der Felizier, der Frau zum unverletzlichen Gesetze machen, sich von einem Geächteten zu trennen, um nicht seinen Schimpf mit ihm zu theilen. — Außerdem würde sie auch gegründete Ursache zur Ehescheidung haben, wenn sie

von ihrem Mann eine harte barbarische Behandlung erdulden müßte.

Gänzliche Zerrüttung der Vermögensumstände, oder unheilbare Krankheiten, die den einen Theil nach geschlossener Ehe befallen haben, ohne ihm in Absicht ihres Ursprungs zur Schande zu gereichen, geben dagegen keinen hinreichenden Grund zur Ehescheidung ab. Man hält es vielmehr in Felizien für heilige Pflicht der Ehegatten, das dem einen Theil bezeugende Unglück gemeinschaftlich zu tragen, und die Leiden durch Theilnahme zu lindern. Unglück, sagen sie, darf das Band der Ehe nicht trennen, sondern muß es nur um so enger knüpfen. Nicht nur die Gesetze, sondern auch die Ehre läßt sie diese Sprache führen, und dient zur sichern Bürgschaft ihrer gegenseitigen Pflichten.

Außer den eben angeführten Fällen kann keine Ehescheidung stattfinden, ohne daß einer der beiden Ehegatten die Strenge der Gesetze zu fühlen habe. Die Geldstrafe, zu welcher der schuldige Theil verurtheilt wird, erniedrigt ihn in der öffentlichen Meynung, und diese Erniedrigung zieht, wie wir schon vorher gesehen haben, den Verlust des Adels nach sich, und macht zu allen öffentlichen Aemtern unfähig, wenn die Strafe den Gatten trifft. Der unschuldige Theil wird völlig frey, und man trifft gehörige Anstalten, das Schicksal der Kinder zu sichern.

Nunmehr wird es dem Leser wohl nicht mehr wunderbar scheinen, daß die Ehescheidungen in Felizien so selten sind. Welcher Unterschied findet nicht hierinnen zwischen dieser Nation und dem Be-

nehmen derjenigen Länder statt, wo man bey Verheirathung mehr auf Zusammen-
treffen der Reichthümer, als auf Ueber-
einstimmung der Personen sieht; wo die
Rücksicht auf den Charakter für so un-
bedeutend gehalten wird, daß man kein
Bedenken trägt, sich mit einem jungen
Mädchen zu verheirathen, ehe sie noch
Charakter annehmen konnte; wo Aeltern
die Gattinnen für ihre Söhne, und die
Männer für ihre Töchter wählen! Ist es da
zu verwundern, wenn ein solches Ehe-
paar, das sich vereinigte, ohne sich vor-
her zu kennen, auch ohne alle Liebe
beysammen lebt, und mit gleichgültiger
Bereitwilligkeit die eingegangene Verbin-
dung aufhebt? Glück genug, wenn nur
Verachtung und Haß das häusliche Le-
ben nicht vergiften. Solche Ehen, so un-
zertrennlich sie auch dem Rechte nach

seyn mögen, sind doch der That nach so gut als getrennt, da im Gegentheil die Ehen der Felizier der That nach fast niemals getrennt werden, wenn sie es auch dem Rechte nach seyn könnten. Die glücklichen Folgen, welche die ehelichen Verbindungen der Felizier zu haben pflegen, dürfen jedoch nicht einzig und allein der völligen Freyheit zugeschrieben werden, mit welcher sich die jungen Leute wählen können; Felizien hat sie vielmehr grossentheils auch dem Einflusse zu verdanken, welchen Meynungen und Sitten des ganzen Volks auf Meynungen und Sitten einzelner Privatpersonen zu haben pflegen. Jene sind ein reissender Strom, dem diese nicht widerstehen können.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nationalcharakter der Felizier. (Fortsetzung.) Adoption und testamentarische Gewalt; Armen- und Waisenhäuser; öffentliche Bäder.

Die Felizier bieten, wie ich schon bemerkt habe, alles auf, um in ihrer Jugend den Trieb nach Belchrung und Vervollkommnerung zu erwecken. Die Selbstliebe wird auf alle mögliche Art gereizt, und ist hier um so wirksamer, da ein Jeder die dereinstige öffentliche Prüfung, bey der gewünschten Aufnahme in die Klasse der Staatsbürger, im Hintergrunde sieht. Unter diesen Mitteln zur Aufmunterung sind besonders zwey von vorzüglicher Wirksamkeit. Das erste besteht in der Erlaubniß, Jemanden an Kindesstatt

anzunehmen, das zweyte in der Befugniß, Testamente zu errichten.

Vermöge der Adoption kann jeder unverheirathete Felizier, der das vierzigste Jahr zurückgelegt hat, und jede unverheirathete dreyßsigjährige Felizierin ein oder zwey Kinder an Kindesstatt annehmen. Die Adoptirten erlangen den Namen, Stand und überhaupt alle Rechte und Privilegien, deren sie als natürliche Kinder ihrer neuen Aeltern würden theilhaftig geworden seyn. Eben dieses Recht zu adoptiren genießen auch verheirathete Personen, die entweder keine Erben in gerader Linie haben, oder derselben durch den bürgerlichen Tod verlustig worden sind. *)

*) Der Adel wird in Felizien eben so wenig durch die Mutter fortgepflanzt, als in Deutschland und

Da ein jeder Felizier, welcher keine Kinder hat, unbeschränkter Herr seines Vermögens ist, und es sowohl durch Schenkung als durch Testamente Jemanden nach Belieben zuwenden kann, so werden solche Annehmlinge von ihrer neuen Familie niemals mit schelen Augen betrachtet. Man hat vielmehr immer eine gewisse Vorliebe für sie, da sich vermuthen läßt, daß sie durch persönliche Vorzüge, die man an ihnen bemerkt hatte, zu der erfolgten Adoption Veranlassung gegeben haben. Da nun die Neuangenenen diesem günstigen Vorurtheile gewöhnlich entsprechen, und alle Kräfte

andern Ländern. Eine Frau aus adelichem Geblüt kann also durch ihre Adoption kein Vorrecht des Adels ertheilen; denn dieser ist, wie ich bereits bemerkt habe, ein Mittel, die Tugenden der Verstorbenen ihren lebenden Sprösslingen einzupflegen.

aufbieten, um die gute Meynung, welche man von ihnen hat, zu rechtfertigen, so sind auch die Adoptionen in Felizien eine sehr gewöhnliche Sache.

Das gute Benehmen der Annehmlinge wird noch überdiess durch die Gesetze verbürgt, welche die Annahme an Kindesstatt erlauben; denn wenn sich Jemand dieser ihm erzeugten Wohlthat unwürdig betragen wollte, und zu gerechten Klagen gegen sich Anlaß gäbe, so würde die Adoption, nach vorgängiger Untersuchung, von der Obrigkeit annullirt werden. Auch hier richteten die Felizier ihr vorzügliches Augenmerk auf Erhaltung der Sittlichkeit.

Hang zum Erwerben ist zwar ohne Zweifel ein großer Sporn der Thätigkeit; aber Furcht vor Verlust eine noch weit

größere Triebfeder eines guten Betragens, besonders wenn mit dem Verluste zugleich eine empfindliche Erniedrigung unmittelbar verbunden ist. Ein öffentliches Amt nicht erhalten, und eines bereits erhaltenen öffentlichen Amtes entsetzt werden, ist ein mächtiger Unterschied. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß sich in Felizien alle Jahrhunderte kaum einmal das Beyspiel von einer annullirten Adoption ereignet.

In Hinsicht auf Adoption muß jedem jungen Menschen unendlich viel daran gelegen seyn, eine recht günstige Meynung von sich zu erregen; denn die Kinder eines jeden Bürgers, selbst eines jeden Plebejers, können sich mit der Hoffnung schmeicheln, in der Blüthe ihrer Jahre durch ihre Verdienste Adel oder Reich-

Reichthümer, oder Beides zugleich zu erlangen. Meine Leser mögen nun selbst urtheilen, welchen Einfluß diese Aussicht auf die Jugend beiderley Geschlechts haben müsse.

Vermöge der testamentarischen Gewalt ist jeder Hausvater befugt, einen Theil seines beweglichen oder unbeweglichen Vermögens irgend Jemandem, selbst einem Fremden, durch letzte Willensordnung zuzuwenden. Dieser testamentarische Erbtheil, wodurch es die Gesetze dem Erblasser möglich machen wollen, irgend einem seiner Erben, mit welchem er vorzüglich zufrieden zu seyn Ursache hat, seine wohlwollenden Gesinnungen zu erkennen zu geben, bestimmt sich nach Verhältniß des Vermögens und der den Erblasser überlebenden Kinder. Die-

sen muß er jederzeit so viel aussetzen, als zu ihrem standesmäßigen, mit seinem Vermögen in Verhältniß stehenden Unterhalt erforderlich ist. Ein anderer Einschränkungsgrund der den Aeltern zustehenden testamentarischen Gewalt, ist in den felizischen Gesetzen nirgends zu finden.

Auch den Müttern steht gleiche Befugniß zu, über ihren künftigen Nachlaß zu disponiren. Die Gesetze haben dadurch das mütterliche Ansehen, welches in der Natur gegründet, und wegen seiner guten Folgen so empfehlungswerth ist, bestmöglichst zu befördern gesucht. Ueberdies hat man auch von der Denkungsart der felizischen Mütter nicht zu befürchten, daß sie diese Befugniß durch blinde Vorliebe gegen eines ihrer Kinder mißbrauchen sollten; und gesetzt auch,

daß sich ein solcher Mißbrauch von ihnen nicht ganz unmöglich denken lasse, so würde er doch von den großen Vortheilen, den diese Einrichtung gewährt, vollkommen aufgewogen werden.

Zu diesen Vortheilen gehört namentlich das eifrige Bestreben, womit die Kinder in den Willensverordnungen ihrer Aeltern irgend eine Disposition zu verdienen suchen, welche von ihrem guten Benehmen ein vortheilhaftes Zeugniß geben könnte, auf das sie durchgehends einen überaus großen Werth setzen. Auch hier vereinigt sich also die väterliche und häusliche Herrschaft mit jenem erhabenen Zwecke des bürgerlichen Regiments, den Werth der Tugend möglichst zu erhöhen, die Talente der Jugend aufzumuntern, und die Menschheit in ihrer Ver-

vollkommennerung immer weiter zu bringen.

Unter den übrigen Anstalten der Felizier, welche auf eben diesen Zweck hinielen, verdienen besonders die öffentlichen Verpflegungshäuser genannt zu werden, welche auf alleinige Kosten des Staats unterhalten werden. Ihre Bestimmung besteht in der Erziehung armer Waisen und in der Aufnahme hilfsbedürftiger Greise, welche weder Kinder noch Enkel haben, auf deren Unterstützung sie sich, beym Mangel eigenen Vermögens, verlassen könnten.

Man hat sich zu diesen Anstalten aus doppelten Gründen für verpflichtet gehalten. Einmal, weil es in Felizien als Grundsatz gilt, daß der Staat verpflichtet ist, das Urrecht der Menschen auf Leben und

Daseyn zu respectiren und unverletzt zu erhalten: zweytens, weil man jeden Eingebornen in Felizien als einen Theil der Nation betrachtet, so lange nicht seine Aeltern offenbar als Fremde bekannt sind. In der Nachbarschaft einer jeden Provincialhauptstadt findet man daher eine solche öffentliche Verpflegungsanstalt, bey deren Anlegung man immer die gesündeste Gegend der Landschaft gewählt hat. Sie sind sich in ihren Einrichtungen vollkommen gleich; die Beschreibung derjenigen, welche sich zu Robandof befindet, wird daher meine Leser mit der Einrichtung aller übrigen bekannt machen.

Robandof, ein sehr anmuthiger Ort in einer überaus gesunden Gegend, liegt eine Stunde von Vandarator, am Ufer eines kleinen Flusses. Hier findet man

mehrere groſſe und ſchöne Gebäude, welche der Erziehung ſolcher armer, hülſloſer Kinder beiderley Geſchlechts gewidmet ſind, welche entweder ihre Aeltern verloren haben, oder das Unglück hatten, Vater und Mutter niemals zu kennen. *)

In dieſen Verpflegungsanſtalten finden alſo, wie gedacht, auch ſolche bejahrte Männer und Frauen ihren Unterhalt, welche weder Kinder noch eignes Vermögen

*) Die Pracht, mit welcher dieſe öffentlichen Gebäude aufgeführt ſind, war mir anfangs nicht wenig auffallend, ſo daſs ich meine Verwunderung darüber nicht bergen konnte; allein man gab mir zur Antwort, daſs, wenn man die Menſchen ſchöner und erhabener Vorſtellungen fähig machen wolle, ſo müſſe man ſie auch mit ſchönen und erhabenen Gegenſtänden umgeben — ihnen überall das Vorbild des Schönen und Erhabenen unter die Augen ſtellen. O, dacht' ich dann bey mir ſelbſt, die Felizier zeigen ſich doch überall als groſſe Kenner des menſchlichen Herzens.

haben, und wegen ihres hohen Alters den nöthigen Lebensunterhalt nicht selbst verdienen können. Man gebraucht sie hier zu verschiedenen leichten Arbeiten, besonders aber, so viel als möglich, zur Aufsicht und Belehrung der jungen Pfleglinge. Diese müssen dagegen den Alten nach Vermögen beystehen, und ihnen in allerley kleinen Diensten an die Hand gehen. Eine Einrichtung, welche sehr natürlich und für die Belohrung der Kinder sehr vortheilhaft ist.

Künstler, Handwerker und Lehrer aller Art wohnen zu Robandof, und werden von dem Staat besoldet, um die Waisen zu unterrichten, und ihnen irgend eine Kunst zu lehren, zu welcher man sie mit Hinsicht auf Neigung und Talente zu bestimmen pflegt. Dafs man dabey die Land-

wirthschaft nicht vergessen habe, läßt sich im Voraus denken. Die Zöglinge erhalten nicht nur Unterricht im Ackerbau, sondern auch in der Gartenkunst, in der Obstcultur, im Weinbau und in der Viehzucht. Bey den gymnastischen Uebungen, wodurch man ihrem Körper Festigkeit und Gewandtheit zu geben weiß, pflegt man immer auf das verschiedene Alter derselben Rücksicht zu nehmen.

Die Waisen beiderley Geschlechts bleiben hier so lange, bis sie die Profession, welcher sie sich widmen, vollkommen gelernt haben, und also im Stande sind, für ihr nöthiges Auskommen in Zukunft selbst zu sorgen. Noch mehr! man erlaubt ihnen sogar alsdann, wenn sie bereits den nöthigen Unterricht erhalten haben, noch zwey Jahre hindurch in der

Anstalt zu bleiben, das erlernte Geschäft für sich zu treiben, und so ein kleines Kapital zu erwerben, das sie, verbunden mit einem verhältnißmäßigen Zuschuss, womit sie, bey ihrem Ausgange aus der Anstalt, unterstützt werden, in den Stand setzt, sich nun selbst zu etabliren.

Da man wohl einsieht, wie wichtig es für das Fortkommen dieser Zöglinge sey, sie unter einem empfehlenden Titel in das bürgerliche Leben eintreten zu lassen, so sucht man sie so viel als möglich dahin zu bringen, daß sie in die Klasse der activen Staatsbürger oder Bürgerinnen aufgenommen werden können; sie müßten dann eine gänzliche Unfähigkeit dazu an den Tag legen, oder in ihren jüngern Jahren von irgend Jemand an Kindesstatt angenommen werden. Da

sie mit der Aufnahme zu Staatsbürgern zugleich auch aller damit verbundenen Rechte theilhaftig werden, so weist man ihnen eine Urversammlung an, und nimmt sie unter die Nationalmiliz auf. Hier haben sie, außer den Vorstehern der Urversammlung, auch die Offiziere der Compagnie zu strengen Aufsehern ihres Betragens. Diese Aufsicht, welche die Stelle der väterlichen vertritt, geht nicht nur dahin, daß sie von Ausschweifungen und Verirrungen abgehalten werden sollen, sondern sie sichert ihnen auch den Schutz der Regierung in allen Fällen zu, wo sie desselben bedürftig werden. Man kann also wohl sagen, daß diesen Waisen der Verlust ihrer Aeltern reichlich ersetzt werde.

Die Mädchen können nach ihrer Aufnahme zu Staatsbürgerinnen ebenfalls noch

zwey Jahre zu Robandof bleiben und für ihre eigne Rechnung arbeiten. Indessen erreichen dann sie das achtzehnte Jahr, als das gesetzmässige Alter, in welchem sie sich einen Gatten wählen können. Die gute Erziehung, welche sie bisher erhalten haben, ihre erworbenen Kunstfertigkeiten, das kleine Kapital, welches sie sich erspart haben, nebst einer kleinen Aussteuer, die sie beym Austritt aus der Anstalt erhalten, alles macht es, dafs sie gewöhnlich als Verlobte in die Gesellschaft treten. Sollten sie sich aber in keinem dergleichen Falle befinden, so ist es Pflicht des Virtukol-Statthalters der Provinz, den diese Qualität zugleich zum Director der Verpflegungsanstalt, macht, dafür zu sorgen, dafs sie auf eine ihren Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Art untergebracht werden, welches ihm

nicht selten durch Adoption zu bewerkstelligen gelingt. Viele brave, aber kinderlose und bereits bejahrte Leute nehmen mit Vergnügen ein solches Geschenk aus den Händen des Statthalters an, denn sie können sich von einer solchen angenommenen Tochter alle Hülffleistungen versprechen, deren sie dereinst benöthigt werden könnten.

Man sieht hieraus, daß unehliche Geburt in Felizien nichts schimpfliches ist, und daß man hier das ausschweifende Vorurtheil gar nicht einmal kennt, welches in dieser Rücksicht leider noch unter so manchen Nationen herrscht. Die Felizier sind zu aufgeklärt, als daß sie sich erlauben sollten, einen Menschen über das verantwortlich zu machen, was er nicht gethan hat, ja was er selbst nicht einmal hindern konnte.

Ihr unschuldigen, beklagenswürdigen Opfer eines unvernünftigen und grausamen Vorurtheils, warum seyd Ihr nicht in Felizien unter einem so weisen Volke geboren, dem Ehre und Schande keine leere Luftgestalt, kein trügerischer Schimmer aus der Nacht der Unwissenheit ist, der sogleich vor dem Lichte der Vernunft verschwindet! anstatt Euch ungerichter Weise zu verachten, würde man Euch beklagen und untersützen. — Wie lange wird man Euch noch wegen fremder Handlungen bestraft sehen müssen, indess die Thäter auf keine Weise beunruhigt werden? Ist dieß etwas anders, als den Beraubten verfolgen und den Räuber in Ruhe lassen? Der Name Bastard, womit man nach unsern europäischen Begriffen ein außer der Ehe gezeugtes Kind zu belegen pflegt, ist in

Felizien gänzlich unbekannt. Alle Kinder, welche keine Aeltern haben, werden mit dem Namen Bigor, Waise, belegt, sie mögen nun in oder auſſer der Ehe geboren worden ſeyn. Man begreift ſie nicht nur inſgeſammt, ohne Rückſicht auf Geburt, unter dieſem gemeinſchaftlichen Namen, ſondern läßt ihnen auch durchgehends gleiche Behandlung wiederfahren.

Ein Waiſe, welcher weder eignes Vermögen noch Verwandte hat, die ſich ſeiner anzunehmen im Stande wären, wird Civinat, d. h. ein Kind des Staates. Dieſe Qualität bringt ihn in das öffentliche Verpflegungshaus, wo auch die übrigen Kinder des Staats, diejenigen nämlich erzogen werden, welche von unbekannten Aeltern das Leben erhalten haben. Hier

nimmt man sich aller Civinaten mit gleicher Sorgfalt an, und nur die Verschiedenheit ihrer Anlagen macht in ihrer Erziehung einen nothwendigen Unterschied. Nach diesen natürlichen Fähigkeiten allein bestimmt man die Kunstfertigkeit, in welcher sie sollen unterrichtet werden. *)

So wie die Fehler und Verirrungen einer jeden Regierung unausbleiblich

*) Man wundre sich nicht, in einem Lande, wo sich alles zur Beförderung reiner Sitten vereinigt, von unehelichen Kindern sprechen zu hören. In Felizien bemerkt man immer einen grossen Zufluss beiderley Geschlechts, und dann will ich auch keinesweges behaupten, daß die Felizier von allen Schwachheiten der menschlichen Natur frey wären. Wenn sie aber in einen solchen Fehler verfallen sind, so hüten sie sich wohl, sich desselben zu rühmen, und der Schleyer des Wohlstandes, womit man ein solches Vergehen bedeckt, erhält die öffentliche Sittsamkeit ohne Verletzung. Ein öffentliches Aergerniß geben, heisst dagegen in Felizien ein grosses Verbrechen begehen.

schlimme Folgen nach sich ziehen, ebenso bewirkt eine gute zweckmäßige Staatsverfassung allemal sehr glückliche Folgen. Ein redendes Beyspiel hiervon giebt uns die menschliche, wohlthätige Behandlung jener unglücklichen Kinder in Felizien, denen es unsere Ungerechtigkeit zum Schimpf anrechnet, daß sie nach den Gesetzen der Natur das Leben erhalten haben.

Bey uns fühlen diese bedauernswürdigen Geschöpfe nichts als Verachtung, die endlich den Keim des Ehrgefühls in ihrer Seele ersticken und sie dem Laster in die Arme werfen muß. Anstatt sie dagegen in Felizien einer schimpflichen Verachtung preiszugeben, werden sie anfangs unter dem ehrenvollen Namen von Staatskindern unterstützt, und sodann mit der ehrenvollen Qualität eines Staatsbürgers

gea-

geadelt. Aufgemuntert durch die Vorrechte, welche ihnen ein so ehrenvoller Titel ertheilt, stolz auf eine Gleichheit, welche ihnen ihre Tugenden als Ahnen anrechnet, betreten sie dann ihre bürgerliche Laufbahn, die ihnen das persönliche Verdienst, gleich andern Staatsbürgern, eröffnet, und bieten alle Kräfte auf, um große auszeichnende Fortschritte zu machen. Viele unter ihnen zeichnen sich dann als Männer von erhabenen Fähigkeiten aus, schwingen sich zu den höchsten Ehrenstellen hinauf, und bezahlen dann mit ihren Talenten die Wohlthaten tausendfältig, welche ihnen die Nation in ihren jüngern Jahren erwiesen hatte.

Solcher Beyspiele hat man um so mehrere, je mächtiger die Waisen von der Hoffnung einer vortheilhaften Adoption angespornt werden. Man nimmt sie auch

in der That vorzugsweise an Kindesstatt an, weil die Verbindlichkeiten, welche aus einer Adoption entstehen, auf ihrer Seite weit beträchtlicher sind; nicht zu gedenken, daß man durch geheime Ursachen bewogen werden kann, ihr gutes Verhalten durch eine solche Wohlthat zu belohnen.

Noch ein Beyspiel, um zu zeigen, wie sehr die Felizier überall für das Wohlsyn der Menschen besorgt sind, wie mächtig bey ihnen die Ueberzeugung wirkt, daß, wenn die Menschen auf der einen Seite tugendhaft seyn müssen, um glücklich zu werden, man sie auf der andern Seite glücklich machen müsse, damit sie tugendhaft werden.

In Felizien ist keine Stadt von einiger Beträchtlichkeit, welche nicht mit öffentli-

chen Bädern für beide Geschlechter versehen sey. Nichts geht über die Ordnung, welche hier herrscht, nichts gewähret dem Beobachter mehr Freude, als die Sorgfalt, mit welcher Kranke oder vor Alter schwächliche Personen behandelt werden. Diese Bäder werden auf Kosten der Einwohner unterhalten, und die dabey angestellten Personen stehen in öffentlicher Besoldung. Zu diesen gehören selbst besondere Sanitätsräthe, welche sich an den Orten, wo die Bäder sind, beständig aufhalten müssen. Zu jeder Jahreszeit und alle Tage kann man unentgeltlich baden, theils um den Körper zu stärken, theils um sich des Rathes kunstverständiger Männer zu erholen.

Durch diese Bäder sucht man aber auch noch eine andere Absicht zu erreichen. Mannspersonen und Frauenzim-

mer erhalten nämlich hier unentgeltlichen Unterricht im Schwimmen, daher es sich denn auch erklären läßt, warum man im Lande nie etwas von Ertrunkenen, wenigstens nie von ertrunkenen Feliziern hört. Diese Anstalten sind dem System der felizischen Staatsverfassung als einem Systeme der Wohlthätigkeit vollkommen entsprechend. Niemand zweifelt sicherlich, daß die Felizier, vermöge ihrer Denkungsart und ihrer Sitten, einer solchen Sorgfalt würdig sind; aber man muß auch zugleich sagen, daß eben diese Sorgfalt, verbunden mit einem zweckmäßigen Unterricht, die wahre Ursache ist, welche ein Volk zu einem guten Volke macht.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Vom Handel.

Die Thätigkeit, mit der man in Felizien den Handel betreibt, läßt sich kaum beschreiben. Sie ist eine Folge der lobenswürdigen Aufmerksamkeit, mit welcher die Regierung den Gewerbefleiß aufmuntert, der mit Weisheit gesicherten, bürgerlichen Freyheit und der grossen Begünstigungen, welche man dem innern und äussern Handel zugestanden hat.

Man kann zwar schon aus den erstauenswürdigen Wirkungen ihres Handelssystems auf die Weisheit desselben einen Schluss machen; indess dürfte es doch nicht überflüssig seyn, die Grundsätze,

auf welche es gebauet ist, namentlich anzuführen. Bevor ich sie jedoch in ihrem Zusammenhange darstelle, sey es mir erlaubt, den Lesern einen allgemeinen Begriff ihrer Theorie durch die Beschreibung zweyer prachtvoller Monumente zu geben, welche sie nach den beiden Gemälden in Marmor aufgeführt haben, deren ich in der Beschreibung des Saals der Nationalversammlung zu gedenken Gelegenheit hatte.

Marascole, welches an der Mündung eines großen, das ganze Reich durchströmenden Flusses liegt, wird für die schönste und blühendste Seehandelstadt in ganz Felizien gehalten. Sie ist besonders wegen der Sicherheit ihres geräumigen und bequemen Hafens berühmt, an dessen Eingänge rechts und links diese

beiden Monumente prägen, von welchen jetzt die Rede ist.

Das erste stellt den Genius des Handels vor, dessen kolossalische Grösse seine Macht verkündet. Er hat mehrere Flügelpaare, um die Schnelligkeit, mit welcher er sich bewegt und die Freyheit anzuzeigen, welche er mit den Bewohnern des Luftkreises gemein hat. Er stellt den einen Fuss auf einen grossen Lastwagen, der mit Getraide, Zucker, Kaffee, verschiedenen Liqueurs, desgleichen mit Wolle, Leinen- und Seidenstoffen, und ähnlichen Manufacturwaaren beladen ist. Mit dem andern Fusse ruht er auf einer ins Meer hineingebauten Brücke, an welcher sich eine grosse Barke angelegt hat, welche in ihrer Flagge das Wort Freyheit führt, und damit anzeigt, dass sie diese Götter

tin als Schutzpatron betrachte. Man erblickt in derselben eine Menge ab- und zugehender Menschen, welche verschiedene Waarenballen herausschaffen oder hineintragen. *)

Durch dieses Sinnbild hat man andeuten wollen, daß der Nationalhandel vorzugsweise auf den Erzeugnissen des Landes beruhe, desgleichen welche Producte roh, welche verarbeitet ausgeführt werden können; daß der Handel mit dem Auslande in einem freyen Tausche der gegenseitig benöthigten Waaren bestehe, und daß man auch den Fremden ihre Waaren abnehmen müsse, wenn

*) Felizien, welches aus seinen Kolonien Baumwolle, Zucker und Kaffee zieht, betrachtet diese Producte als eigne Landeserzeugnisse, und hat den Handel mit denselben für Auswärtige geschlossen.

man! auf Absatz der seinigen Anspruch machen wolle.

Unter dem linken Arme trägt der Genius ein verschlossenes Kästchen, zu dem er den Schlüssel in seiner Hand hält, und giebt damit zu erkennen, daß das Kästchen, und alles was darin ist, ihm allein zugehöre, daß folglich die Nation über die Reichthümer desselben nicht disponiren könne. In der andern Hand hält er einen grossen umgekehrten Beutel, aus welchem eine Menge Geld herausfällt, das von den bey dem Wagen befindlichen Männern und Weibern aufgelesen wird. Man begreift von selbst, daß man dadurch den Nutzen des Handels hat anzeigen und die Natur des Handels veranschaulichen wollen, nach welcher er den Geldreichthum auf die Klasse

der Grundeigenthümer und Ackerbauer hinleitet, indem er ihre Landesproducte absetzt und sie in gutem Preise erhält.

Vor der Statüe erblickt man eine mit einheimischen und ausländischen Speisen besetzte Tafel, und an derselben eine Menge fröhlich schmausender Gäste, jeder in seiner eigenen, von der andern abweichenden Tracht, woraus man sieht, daß der Handel alle Nationen in gegenseitige Verbindung bringt. Mitten an der Tafel sitzt der Friede auf einem erhöhten Stuhle, und präsidiert gleichsam bey dem Gastmahl. Die Wahrheit, welche darunter verborgen liegt, bedarf keiner Erklärung.

Das zweyte Monument ist ebenso interessant und nicht weniger lehr-

reich. Es stellt ebenfalls den Genius des Handels mit seinen Flügeln, aber zugleich mit den übrigen Attributen und Sinnbildern seiner Wirkung dar. Vor ihm her geht die Klugheit mit einer leuchtenden Laterne, zum Zeichen der Weisheit und der mancherley Kenntnisse, welche zur Führung eines vortheilhaften Handels erfordert werden, und wovon auch die Achtung abhängt, welche geschickte Kaufleute mit Recht verdienen, und in Felizien wirklich genießen. Er ruhet mit dem einen Arme an einer Säule, welche die Inschrift Treu und Glaube führt, und dem Sinnbilde des Credits zum Fußgestelle dient. Eine Menge Menschen bringen ihm volle Geldkörbchen, setzen sie zu seinen Füßen hin, und erhalten dafür seine Wechsel. Der Credit blickt, zum Zeichen seiner Pünktlichkeit in Erfüllung

gegebener Versprechen, auf eine' Sanduhr hin, welche der Genius in der Hand seines auf der Säule ruhenden Armes hält. Er selbst trägt ein Bund Schlüssel, zum Zeichen, daß ihm alle Kassen offen stehen, deren Reichthümer er zur Belebung des Kunstfleißes und des Handels verwendet. *)

Der Genius des Handels reicht die andere Hand mit ausdrucksvoller Gebärde zwei schönen, wohlgenährten Frauen, die, Arm in Arm geschlungen, ihn nicht ohne Theilnahme zu betrachten scheinen. Das Haupt der Einen ist mit Stralen umflos-

*) Diese Abbildung des Credits, verbunden mit der Basis, auf welcher er ruht, enthält für alle Staaten, so wie für jeden einzelnen Privatmann, eine sehr treffliche Lehre. Seine Kunst Papier in Geld zu verwandeln, zeugt von dem großen Nutzen, welchen er dem Staate gewähret.

sen, in welchen verschiedene kleine Genien mit den Symbolen von mancherley Künsten schweben, woran man denn sogleich in ihr die Industrie als die Mutter der Künste erkennt. Die Andere von diesem weiblichen Paare stellt die Schutzgöttin des Ackerbaues vor, welches man aus ihrem Feldwirthschaftsgeräthe und aus dem Aehrenkranze sieht, den sie auf ihrem Haupte trägt. Indem die Industrie ihren Arm um die Göttin des Ackerbaues schlägt, drückt sie zugleich ihre Hand an die eine Brust ihrer Freundin, und preßt ihr dadurch einen reichlichen Vorrath von Milch heraus, der sich dann in ein am Boden stehendes Becken ergießt, und vielen Kindern zur Nahrung dient. Schwerlich dürfte es Jemanden gelingen, die geschwisterlichen Verhältnisse treffender zu schildern, in welchen Landwirthschaft und

Kunstfleiß mit einander stehen, und das Bedürfnis einer Aufmunterung glücklicher zu veranschaulichen, welche die Landwirtschaft von Seiten der Industrie erwartet, damit sie ihre segensreichen Gaben vertheile, und eine zahlreiche Nachkommenschaft mit demselben ernähre. *)

*) Der Ackerbau giebt uns Getraide; die Industrie liefert uns Brod. Jener verschafft uns Wolle, Flachs und andere rohe Materialien; diese verwandelt sie uns in Zeuge, Tücher, Leinwand und andere brauchbare Waaren. Sie bedürfen gegenseitig einer des andern Hülfe, und würden für sich allein sehr wenig leisten können; müssen folglich als ein unzertrennliches Freundschaftspaar betrachtet werden, und sind daher in dem beschriebenen Monumente Arm in Arm geschlungen vorgestellt worden. Wie abgeschmackt ist also nicht jedes System, welches die Manufacturen dem Landbau, oder diesen jenen aufopfert! Sie verhalten sich ungefähr eben so zu einander, als der Magen zu den übrigen Gliedmassen des Körpers.

Arbeiter aller Art erblickt man in der Nachbarschaft dieser Gruppe an ihren Werkischen. Junge, hübsche Bauerbur-sche tanzen mit den Schönen ihres Dorfs nach einer ländlichen Musik. Man sieht hier, daß das wahre Glück der Staaten auf das Wohlseyn des Landmanns gegründet werden muß.

Ich habe zu bemerken vergessen, daß der Genius mit dem einen Fusse flüchtig auf einer Erdkugel steht, und den andern aufhebt, als wenn er laufen wollte. Die ganze Erde, will man damit sagen, gehört ihm zu, und der Kaufmann ist, als solcher, ein wahrer Kosmopolit; die ganze Welt ist sein Vaterland. Man kann auch in der That nicht sagen, daß der Handel von einem Volke mit dem andern so ausschliessend getrieben werde, daß dieses

andere Volk nicht gleichen Antheil daran haben sollte; dafs z. B. der Handel der Europäer mit den Amerikanern nicht zugleich und eben so gut ein Handel der Amerikaner mit den Europäern sey. Ein Kaufmann dient folglich allen Nationen, mit denen er durch seine Geschäfte in Verbindung steht.

Das Ganze dieser beiden Monumente macht eine vollständige Veranschaulichung des Systems der Felizier über den Handel aus. Jetzt sollen sie uns nun selbst die Grundsätze desselben ausführlich vorlegen.

Unter Nationalreichthum verstehen wir denjenigen Reichthum, welcher unsrer Nation ausschliessend zugehört, und auf welchen unsre Nation alle ihre gewöhnlichen jährlichen Ausgaben an-

anweisen kann. Für uns, die wir weder Gold - noch Silberminen besitzen, kann dieser Reichthum in nichts anderm, als in unsern Territorialeinkünften bestehen, welche durch den wirklichen Ueberfluß unsrer Landesproducte und ihren wirklichen Werth im Gelde bestimmt werden. Aber warum können wir unsere gewöhnlichen jährlichen Staatsausgaben auf diese Einkünfte anweisen? Darum, weil sich dieser Reichthum alljährig erneuert und ihn folglich die Nation alljährig auch aufzehren kann, ohne daß sie dadurch ärmer werde. Das Geld kann zwar den Reichthum der Privatpersonen ausmachen, welche sich im Besitze desselben befinden; aber als Nationalreichthum kann es aus dreyerley Ursachen nicht betrachtet werden. Denn erstlich ist es seiner Natur nach

ein sehr flüchtiger Reichthum, der keiner Nation ausschliessend zugehören kann; zweytens wächst uns das Geld nicht wieder zu, wie unsere Landesproducte, welche sich alle Jahr erneuern und alle Jahr verzehrt werden können. Es ist also auch unmöglich, den Geldreichthum zu verzehren, ohne zugleich in eben demselben Maasse zu verarmen, unmöglich also auch, ihn zur Basis und zum Maassstabe der jährlichen Ausgaben einer Gesellschaft zu wählen, welche immerfort leben soll. Endlich drittens ist das Geld eine Sache, über welches der Besitzer desselben ganz nach Willkühr zu disponiren hat, welches also ohne seinen Willen zu den öffentlichen Staatsausgaben nie verwendet werden kann. Geldreichthum ist in einem Lande nur in so fern bleibend und selbst nur in so fern sichtbar, als man

vollkommen wegen desselben gesichert ist, so daß die Besitzer großer Summen von der Regierung nichts zu befürchten haben. *)

Man bauet das Land, um die Früchte desselben mit Vortheil zu verkaufen. Die Thätigkeit des Landmanns steht daher al-

X 2

*) Es ist eine sehr falsche Politik, die Ausfuhr des baaren Geldes verbieten zu wollen; denn nicht zu gedenken, wie leicht ein solches Verbot elidirt werden kann, so würde es zugleich die Einfuhr hintertreiben. Ein Land, wo diese Grundsätze befolgt werden, wird für die Eigenthümer großer Geldsummen die Höhle des Löwen. Will man sie im Lande erhalten, so gebe man ihnen Sicherheit, und verschaffe ihnen Gelegenheit, ihre Gelder mit Vortheil anzubringen. Dieß sind zwey wesentliche Bedingungen, ohne die alle andere Bemühungen vergebens sind; bleiben diese unerfüllt, so zieht sich der reiche Privatmann in andere Länder, wo er dasjenige findet, was er nicht entbehren kann, und ihr ihm doch versagen wollt.

lemal mit dem Vorthail in Verhältniß,
 den er sich davon zu versprechen hat;
 alles, was den Preiß der Landesproducte
 erhöht, vermehrt auch unausbleiblich den
 Ueberfluß derselben, und wird also auf
 doppelte Weise für den Nationalreichthum
 wichtig. Da nun aber der Absatz unse-
 rer Producte, von welchem dieser dop-
 pelte Vorthail abhängt, einer uneinge-
 schränkten Freyheit des Handels bedarf,
 so läßt sich mit Grunde behaupten, daß
 vollkommene Handelsfreyheit die Nation
 bereichere; daß sie aber auch ohne diese
 Freyheit unausbleiblich verarmen müsse.
 Die Wahrheit dieser Bemerkung wird so-
 dann vorzüglich einleuchtend, wenn man
 den Handel von den Kaufleuten, das In-
 teresse des Handels von dem Interesse
 der Kaufleute sorgfältig unterscheidet.
 Ich will mich deutlicher erklären.

Handeln heisst tauschen; der Handel einer Nation besteht blofs in dem Tausche ihrer Landeserzeugnisse mit den fremden. Ein Volk, welches in seinem Lande nichts erbaute, was es an Auswärtige überlassen könnte, und welches daher blofs den Transitohandel mit andern Völkern treiben müfste, würde gar keinen Nationalhandel haben; es trieb den Handel eigentlich nicht für sich, sondern für Andere. Eben das würde sich auch mit vollem Rechte von einer Nation alsdann behaupten lassen, wenn sie die rohen Producte des Auslandes bearbeitete, und mit den daraus verfertigten Waaren einen neuen Handel trieb; denn die Ausländer können ja, wenn sie wollen, ähnliche Manufacturen mit gröfserm Vortheil bey sich selbst anlegen, und somit obigem

Handel ein Ende machen, ohne daß sich die Nation darüber zu beklagen habe.*)

Das Interesse des Nationalhandels kann nichts anders seyn, als das Nationalinteresse selbst, oder der gemeinschaftliche Vortheil, welcher der Nation aus dem Umsatze ihrer Producte zufließt. Dieses gemeinschaftliche Interesse besteht also darinnen, daß sie ihre Waa-

*) Man muß sich durch die Worte Kauf und Verkauf nicht täuschen lassen. Man mag den Werth seiner Waare in Geld oder durch eine andere Waare vergütet erhalten, so ist es allemal Tausch des Werths der einen Sache gegen den Werth der andern. Das Geld selbst ist im Handel nichts anders als eine Waare, es hat nur den Vorzug einer überall gangbaren Waare, und kann gegen alle andere Dinge vertauscht werden. Da es nun überdies nicht so leicht, als andere Waaren, verdirbt, so ist der Geldreichthum weit sicherer als der Waarenreichthum, ob sich gleich der Werth des Geldes in eben dem Verhältniß vermindern muß, in welchem der Ueberfluß dieser Waare zunimmt.

ren um den möglichst vortheilhaften Preiß hingebe, und die Waaren des Ausländers um den möglichst wohlfeilen Preiß dafür erhalte. Zur Erleichterung und Beschleunigung dieses Umsatzes sind jedoch Agenten und Mittelspersonen nöthig, welche beiden handelnden Nationen gleichsam dienen, und die Waaren des einen Theils einkaufen, um sie dem andern wieder zuzuführen: und diese Mittelspersonen nennen wir Kaufleute.

Alle diese Agenten, welche solcher-
gestalt der Nation mit ihrer Person und
mit ihrem Vermögen dienen, müssen noth-
wendigerweise für ihren Vorschufs, für
ihren Zeitverlust, für ihre Arbeiten, und
für die übernommene Gefahr entschädigt
werden; es ist also natürlich, es ist sogar
gerecht, ihnen einen gewissen Vortheil

zuzugestehen und diesen Vorthail erlangen sie dadurch, daß sie die eingekauften Waaren um einen erhöhten Preiſs wieder absetzen. Dem Kaufmann ist also überaus viel daran gelegen, den Ueberfluß der einen Nation um den möglichst niedrigen Preiſs einzukaufen, und ihn bey der andern Nation um den möglichst höchsten Preiſs wieder umzusetzen.*)

*) Es giebt auch einen Commissionshandel, der aber von den angeführten Grundsätzen keine Ausnahme macht. Der einzige Unterschied, welcher dabey stattfindet, besteht darin, daß der Commissionär einen gewissen verabredeten Rabatt hat, da hingegen der Gewinn desjenigen, der auf eigne Rechnung ein- und verkauft, ungewiß und zufällig ist. Diese Art des Handels macht nun aber, wie ich bemerkt habe, von den angeführten Grundsätzen um deswillen keine Ausnahme, weil es der Vorthail des Commissionärs erheischt, die Geschäfte seines Committenten eben so zu betreiben, als ob es seine eignen wären.

Hieraus folgt nun offenbar, daß das Interesse des Nationalhandels dem Interesse des einzelnen Kaufmanns geradezu entgegensteht, indem sich das eine zu dem andern verhält, wie das Interesse des Salarirenden zu dem Interesse des Salarirten. Es folgt ferner hieraus, daß sich dieß gegentheilige Interesse nicht füglich anders als durch größtmögliche Concurrrenz zwischen Käufern und Verkäufern vereinigen lasse. Diese Concurrrenz kann aber nicht anders, als durch unbeschränkte Handelsfreyheit erreicht werden. *)

X 5

*) Die Herren Kaufleute mögen es mir nicht übel nehmen, daß ich sie hier als salarirt darstelle; in der Sprache der Felizier bezeichnet man mit diesem Ausdrücke einen Jeden ohne Rücksicht des Standes oder der Lebensart, der seine Kunstfertigkeit oder seine persönlichen Geschicklichkeiten an Andere überläßt oder gleichsam verkauft. Untes

Eine solche Vereinigung des verschiedenen Interesse befördert selbst die Cultur der Landesproducte, vermehrt folglich den Ueberfluß der für den Handel bestimmten Materialien, und ist also am Ende für den einzelnen Kaufmann ebenso vortheilhaft, als sie es unmittelbar für die ganze Nation war. Ein neuer Beweis, daß das allgemeine Interesse immer das Resultat des mannichfaltigen Pri-

dem Namen Salar verstehen also die Felizier nicht nur den Gewinn des Kaufmanns, sondern auch den Werth der Arbeiten eines Künstlers und überhaupt alles, was jemand als Sold, Honorar, Jahrgehalt, Besoldung &c. für die Dienste erhält, welche er entweder der ganzen Nation oder einzelnen Privatpersonen zu leisten pflegt. In dieser Rücksicht theilen die Felizier die ganze bürgerliche Gesellschaft in zwei Hauptklassen, deren eine ihre Zeit und ihre Talente verkauft, die andere aber sie bezahlt. Nichts ist einfacher, als die daraus abzuleitenden Folgerungen.

vatinteresse ist, in sofern dieß mit der Vernunft und der Natur der bürgerlichen Gesetze übereinstimmt.

Vormals glaubte ich immer, daß der Kaufmann den Nationalreichthum in eben dem Grade vermehre, in welchem sein Geldreichthum anwächst; jetzt aber bin ich von diesem Irrthum zurückgekommen, und lebe der vollkommenen Ueberzeugung, daß das Geld des Kaufmanns Niemandem, als dem Kaufmanne, angehören kann und darf; daß man sein Vermögen durchaus nicht als einen Theil des Nationalreichthums zu betrachten hat, welcher zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben verwendet werden dürfe, sondern daß es blos zu Privatausgaben seiner Besitzer bestimmt ist, und von diesen ganz

nach Belieben muß verwendet werden können.

Ich will damit nicht zu erkennen geben, als ob der Geldreichthum des Kaufmanns für das allgemeine Beste ohne allen Nutzen sey. Ich gestehe vielmehr die Vortheile sehr gern zu, welche er theils dem Landbau durch Unterstützung bey großen, ökonomischen Verbesserungen, theils dem Kunstfleisse durch Anlegung neuer Fabriken und Manufacturen gewähret, wodurch die Localconsumtion vermehrt, und der Absatz roher Naturproducte erleichtert wird. Ja ich halte es sogar für nothwendig, daß man reiche Privatleute auf alle mögliche Art zu solchen Unternehmungen veranlassen und aufmuntern müsse. Man würde sich aber dagegen eines sehr auffallenden Widerspruchs schuldig machen, wenn man,

zur Beförderung eines solchen Vortheils, das Anhäufen grosser Geldreichthümer durch solche Mittel begünstigen wollte, welche den Werth der Landesproducte, den sie bey einem freyen Handelsverkehr haben würden, unmittelbar herabsetzen müßten. Denn dadurch würde man den Nationalreichthum, auf dessen Vermehrung es abgesehen seyn sollte, geradezu vermindern. Alle Nationen verfallen daher in diese Inconsequenz, welche durch ausschließliche Privilegien die freye Concurrenz so sehr beschränken, daß sie eine besondere Klasse oder wohl gar einige wenige Privatpersonen geradezu berechtigen, ihren Käufern und Verkäufern willkührliche Bedingungen vorzuschreiben.

Der Schaden, welcher aus solchen Begünstigungen entsteht, läßt sich gar

nicht berechnen. Nicht nur der Werth der ausgeführten Landesproducte, sondern auch der Werth derjenigen wird herabgesetzt, welche die Einwohner selbst verbrauchen. Denn man kann im Allgemeinen annehmen, dafs ein und eben derselbe Waarenartikel für alle Käufer gleichen Preiss hält: so bald der eine Theil wohlfeiler einkauft, werden auch ganz natürlich die Uebrigen nichts mehr bezahlen wollen. Ja es ist sogar unmöglich, eine verhältnismässige Verminderung des Werthes aller übrigen Landesproducte zu verhüten, wenn ein beträchtlicher Artikel der Naturerzeugnisse gefallen ist. *)

Auch derjenige Werth kann nicht als ein Theil des Nationalreichthums

*) Das folgende Kapitel wird diese Wahrheit in einem noch hellern Lichte darstellen.

angesehen werden, welchen die Naturproducte durch ihre nachherige Bearbeitung erhalten. Denn dieser erhöhte Werth ist weiter nichts als der Betrag des Arbeitslohns und des übrigen bey der Veredlung gehabten Aufwandes, wozu noch natürlich eine besondere Belohnung des verschiedenen Grades von Kunstfertigkeit gerechnet werden muß, welche sich die Arbeiter verdient haben. Wo ist also hier eine Vermehrung des Nationalreichtums zu finden? In dieser Vergütung der gehabten Mühe und der verwendeten Auslagen kann sie doch offenbar nicht liegen. Man müßte sie also bloß in der besondern Belohnung suchen, welche die Arbeiter in Hinsicht auf ihre Kunstfertigkeit billigermaßen verdienen; allein selbst vorausgesetzt, daß Handwerker und Künstler ausschliessend für den Ausländer ar-

beiteten, so gehörte doch dieser Lohn bloß ihnen, aber nicht der Nation. Er ist ein Salarium, über das sie eben so gut ausschliessend disponiren können, als der Kaufmann über seine Kapitalien. Der erhöhte Werth der Kunstproducte kann also zwar mehrern Reichthum unter der Nation verbreiten, aber die Masse des Nationalreichthums selbst kann er nicht vermehren; beides verdient sorgfältig von einander unterschieden zu werden. *)

Ob

*) Obiger Irrthum setzt nothwendigerweise den Umstand voraus, daß der Künstler und Handwerker nur allein für Fremde arbeite; denn es ist handgreiflich, daß, wenn sie für ihre Landsleute in Thätigkeit gesetzt werden, durch das empfangene Salar kein fremdes Geld ins Land gebracht wird, sondern daß das vorhandene Geld bloß aus einer Hand in die andere geht. Wenn ich zehn Thaler an meinen Maurer, an meinen Schneider oder an irgend ei-

Ob nun zwar gleich dieß Salarium des Kunstfleißes die Territorialeinkünfte nicht vermehrt, so muß es doch als ein sehr schätzbares Gut betrachtet werden, um dessen willen der Kunstfleiß, besonders wenn er die rohen Producte des Landes verarbeitet, doppelte Aufmunterung verdient. Zieht man die zur Verarbeitung benöthigten rohen Materialien aus der Ferne, so erhöht der nöthige Transport den Preis derselben, und vermindert dadurch den von der Bearbeitung zu erwartenden Vortheil. Der Fabricant, welcher die Producte, mit deren Vered-

nen Handwerksmann bezahlt habe. Das Geld im Lande selbst ist offenbar um keinen Heller vermehrt. Der einzige Vortheil, welcher für die Nation daraus entspringen könnte, wäre die vermehrte Consumption der Landesproducte, wenn nämlich der Künstler oder Handwerker nichts ausländisches consumirt.

lung er sich beschäftigt, an Ort und Stelle findet, kann sie zu billigen Preisen einkaufen, folglich auch die gefertigten Waaren den ersten Verkäufern, den Landleuten, mithin der Nation unter annehmlichen Bedingungen wieder überlassen. Die an dem Orte befindlichen Arbeiter brauchen noch andere Lebensbedürfnisse und erhalten sie daher, ihrer vielleicht nur mässigen Güte ungeachtet, bey guten Preisen; nicht zu gedenken, daß sie den Absatz einer Menge anderer Dinge vermehren, welche vielleicht, ohne sie, gar nicht gesucht werden würden. Hierzu kommt noch, daß ein erhöhter Kunstfleiss vermittlest des Vorzugs, welchen die Käufer seinen bessern Arbeiten geben, den Absatz der von ihm verarbeiteten Landesproducte vermehrt, die Bevölkerung des Landes begünstigt, und solchergestalt auf

den Nationalreichthum den vortheilhaftesten Einfluss behauptet. *)

Y 2

*) Eey diesen Ideen muß man für möglichste Deutlichkeit besorgt seyn. Wollte man behaupten, daß das Salarium des Kunstfleißes den Nationalreichthum unmittelbar vermehre, so würde man einen offenbaren Irrthum begehen, der in der That sehr nachtheilige Folgen haben könnte. Aber ganz zuverlässig kann man dagegen sagen, daß der Kunstfleiß durch seine mittelbar und unmittelbar vermehrte Consumption den Zuwachs des Nationalreichthums befördert, daß er dem Reichthum des Staats seine möglichste Gröfse erreichen hilft, und daß eben daher Handel und Gewerbsamkeit durch alle mögliche Freyheiten begünstigt und blühend gemacht werden müssen. Muß der Privatmann alles, was er zu seiner Consumption bedarf, dem Ausländer abkaufen, so ist es klar, daß sein Geldreichthum für seine Nation nicht den geringsten Vortheil hat; den Fremden allein wird aller Gewinn zu Theil. Das Privatvermögen des Bürgers gereicht nur durch die vermehrte Consumption der Landesproducte und die dadurch begünstigte Cultur derselben für die Nation im Ganzen zum Vortheil. Man hat hierbey oft die Wirkung

Diese Betrachtungen zusammengenommen haben die Felizier veranlaßt, unter den Producten, welche zum Handel mit dem Auslande geschickt sind, zwo Klassen zu unterscheiden, und für beide besondere Verordnungen ergehen zu lassen.

Zur ersten Klasse rechnen sie diejenigen Producte, welche in Natura consumirt werden, z. E. geistige Getränke, Oele, der Ertrag ihrer Fischereyen und ihrer Kolonien. Bey allen Waaren dieser Art findet die größte Freyheit nicht allein bey ihrer Einfuhr, sondern auch bey ihrer

mit der Ursache verwechselt, und dasjenige für Reichthum gehalten, was bloß ein Beförderungsmittel desselben war. So viel ist daran gelegen, daß man Consumption und Reproduction nicht etwa mit einander verwechsle, weil jene die Ursache von dieser ist.

Ausfuhr statt. Auch der Handel mit Getraide ist darunter begriffen, jedoch mit einigen Einschränkungen, welche die Vorsicht nothwendig gemacht hat, und die den Inhalt des folgenden Kapitels ausmachen werden.

Zur andern Klasse rechnen sie alle andern Naturerzeugnisse, welche einer vorgängigen Bearbeitung und Veredlung bedürfen, bevor sie nach unsern verschiedenen Bedürfnissen gebraucht werden können, als Hanf, Flachs, Seide, Baumwolle, Schafwolle u. d. m. Diese dürfen unter keinerley Vorwande roh und unverarbeitet aus dem Lande verführt werden; die Einfuhr derselben ist dagegen ohne Einschränkung erlaubt. In Ansehung der daraus verfertigten Waaren hingegen, ist die Einfuhr und Ausfuhr

frey gegeben. Der Grund, auf welchem diese beiden ganz entgegengesetzten Einrichtungen beruhen, ist kürzlich folgender:

Die völlige Freyheit der Einfuhr und Ausfuhr obiger, zur ersten Klasse gehöriger Artikel, versichert uns sowohl beym Ein - als Verkauf die Concurrrenz aller Nationen des festen Landes, folglich auch den vortheilhaftesten Preifs, den wir uns, nur als Käufer oder Verkäufer versprechen durften. Ich sage den vortheilhaftesten Preifs; denn da er nach dieser allgemeinen Concurrrenz bestimmt wird, so ist er gewifs derjenige, welcher allen Nationen angemessen ist, folglich ein Preifs, ohne welchen ein anhaltender, ununterbrochener Absatz nicht denkbar wäre. Diese Wahrheit kann nicht genug beherzigt werden, und, um sich von derselben zu überzeugen,

darf man nur bedenken, daß jede Nation dasjenige, was sie kauft, mit nichts anderm bezahlen kann, als mit dem Werthe desjenigen, was sie verkauft. *)

Der Absatz unserer Waaren kann nicht von Dauer seyn, wenn der Werth unserer Nationalproducte mit den Waaren der Ausländer in keinem Verhältniß steht, kein gehöriges Gleichgewicht beobachtet, welches bey unsern Käufern die Mittel zum Einkaufen unterhält. Gesetzt, es gelänge uns, ihnen diese Mittel ganz zu entziehen, wer sollte uns in Zukunft den Ueberfluß unserer Producte abnehmen? Und wenn diese Abnahme weg-

Y 4

*) Diese Behauptung ist eine anerkannte, unwiderlegliche Wahrheit, und alles, was ihr entgegenläuft, ist Irrthum.

fiel, welchen Verlust müßten wir nicht in Ansehung unserer Territorialeinkünfte leiden! Wie sehr würde nicht selbst der Werth der Naturerzeugnisse durch ihren Ueberfluß herabgesetzt werden! Der Nachtheil, welcher unserm Landbau daraus zuwachsen würde, läßt sich kaum berechnen. Bald würde ein Theil unserer Felder unbebaut liegen bleiben müssen, und uns so den augenfälligsten Beweis geben, daß wir uns bey einer so habsüchtigen Bereicherung selbst zu Grunde richteten. O göttlicher Gesetzgeber der Nationen, Du wolltest sie durch das Band eines gegenseitigen Vortheils vereinigen; Du wolltest, daß eine jede zu ihrem eignen Wohlseyn das Wohlseyn anderer nöthig habe! *)

*) Ein Gefäß kann nur bestimmte Quantität von Flüssigkeiten fassen, und wenn man mehr hineingießt, so läuft es über. Eben so geht es mit dem Geld-

Durch die verbotene Ausfuhr der zur zweyten Klasse gehörigen Producte wer-

Y 5

reichthum ganzer Nationen. Ist die Anhäufung desselben zu groß, so dient die allgemeine Vertheilung, welche dadurch veranlaßt wird, dem Auslande zu einem sichern Kanal, den Ueberfluß vermittelt des Handels abzuleiten. Das Gold und Silber, welches uns Amerika jährlich liefert, vertheilt sich in unzähligen Kanälen unter alle europäischen Nationen. Diejenige, deren Handel allgemein freygegeben ist, kann versichert seyn, daß sie den ihr angemessenen Theil wirklich erhält, und sie würde Unrecht thun, wenn sie in ihren Absichten weiter gehen und mehr verlangen wollte. Wenn Frankreich den Engländer und Holländer ruinirte, so würde es ja zu gleicher Zeit die Abnehmer seiner Weine zu Grunde richten; wenn es die Italiener, die Deutschen, die Morgenländer ruinirte, wer würde ihm dann den Zucker, den Kaffee und die Tücher abnehmen, womit es diese Nationen versorgt? Und wenn man nun alle diese Consumenten verloren hätte, was würde aus den Erzeugnissen des Landes werden? Wie sehr wär' es nicht zu wünschen, daß diese Betrachtungen allgemein beherzigt werden möchten! Man würde dann se-

insgesammt für unsere Manufacturen erhalten, und wir genießen dabey eines zwiefachen Vortheils. Denn erstlich finden Millionen Menschen bey ihrer Zubereitung und Veredlung Arbeit und Unterhalt. Dadurch wird nun andrerseits die Bevölkerung unglaublich vermehrt, und die tägliche Consumption befördert den Anbau unserer Aecker, und bereichert die Bewohner des platten Landes. Wie viele Ländereyen würden nicht ohne diese Begünstigung veröden, weil es den erzeugten Producten an Abnehmern fehlen müßte!

hen, daß die Natur eine gute gemeinschaftliche Mutter ist, die das Glück aller ihrer Kinder befördern will; man würde sehen, daß das Wohlergehen jedes einzelnen dieser Kinder das allgemeine Wohlseyn befördert und erhöht. Eine gesunde Politik ist im Grunde nichts anders, als eine gesunde Moral.

Dieser zwiefache Vorthail, welchen unser Handelssystem gewährt, kann durch keinen Nachtheil aufgewogen werden, der mit demselben verbunden seyn dürfte. Denn sind die rohen Producte nunmehr verarbeitet, so findet in Ansehung der Ausfuhr die vollkommenste Freyheit statt. Man kann sich also einen möglichst vortheilhaften Absatz der daraus bereiteten Waaren versprechen, und dieser Absatz erhält wieder die rohen Materialien in möglichst gutem Preisse, den sie nur je im Handel wirklich haben können. Dieser vortheilhafte Preifs ist um so sicherer zu erwarten, je weniger unsere Arbeiter irgend eine Personsteuer zu entrichten haben, und je mehr sie, aufgemuntert von der Regierung, durch ihre überaus grofse Thätigkeit eine solche Concurrenz beym Einkauf der rohen Materialien un-

terhalten, daß man der Abnahme von Seiten des Ausländers vollkommen entbehren kann. *)

*) Diese letzte Betrachtung ist sehr wichtig. Die Regierung von Felizien, welche den Vortheil der Manufacturen gehörig zu würdigen weiß, schenkt ihnen eben so viel Aufmerksamkeit, als dem Landbau. Sie begünstigt sie durch Unterstützungen, unverzinsliche Vorschüsse und aufmunternde Prämien. Hieraus läßt sich denn die auszeichnende Vollkommenheit ihrer Kunstproducte und der erstaunende Kunstfleiß erklären, welcher die rohen Materialien, ohne Zuthun der Ausländer, in so guten Preissen erhält. Ich gestehe, daß mir ihr Handelssystem in dieser Hinsicht als sehr durchdacht erscheint. Die Regierung begnügt sich nicht bloß, die Klasse der Fabricanten mit den Producten, welche sie verbrauchen, reichlich zu versehen, und dafür zu sorgen, daß sie unmittelbar an Ort und Stelle zu haben sind, sondern sie trägt auch kein Bedenken, zur Belebung der Betriebsamkeit etwas aufzuopfern. Man kennt die Gegenwirkung solcher Aufopferungen mehr als zu gut; man weiß es, daß die bewilligten Vorschüsse mit hundertfältigem Gewinn wieder erstattet werden. Um über

Aber wozu die Erlaubniss, solche Producte so wohl roh als verarbeitet einzuführen? Wozu? weil sie unnachlässig nöthig ist. Die Sache läßt sich leicht beweisen.

Wegen den Transportkosten, welche die Fremden noch besonders auf ihre Producte, welche sie ins Ausland führen, verwenden müssen, wird der Preis derselben natürlich erhöht, und sie können bey uns nur in so fern Käufer finden, als die Producte in ihrem Lande in einem verhältnißmäfsig geringen Preise stehen.

dieß System ein richtiges Urtheil fällen zu können, muß man alle einzelnen Zweige desselben zusammen nehmen, und sie unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt bringen; alsdann wird man auch einsehen, daß nach dem Handelssystem der Felizier die Nationalindustrie den Landbau, und der Landbau die Nationalindustrie wechselseitig befördern.

Dieſs vorausgeſetzt, ſo iſt es natürlich, daß, wenn wir ihnen ihre Producte nicht abkaufen, ſich zuverläſſig Andere finden werden, welche ſie verarbeiten, und durch ihre Concurrenz den Preis unserer eigenen Waaren bey andern Nationen herabbringen. Können wir aber unsere Waaren im Auslande nicht mehr mit demſelben Vortheil absetzen, ſo muß auch der Werth der rohen Producte, aus welchen ſie fabricirt werden, unausbleiblich fallen. Unser eigener Vortheil erheiſcht es daher, die rohen Producte des Auslandes bey uns aufzunehmen, und ſo viel als möglich zu benutzen.

Wir dürfen nicht befürchten, daß ſie, durch den Aufkauf derſelben, unsere inländiſchen Producte im Preis überſteigen möchten; uns bleibt immer noch das Salar für ihre Veredlung und der Vortheil

einer durch sie vermehrten Consumption; wir verschaffen uns überdieß, ohne kostspielige Umschweife, den Absatz aller Waaren, welche gegen die eingeführten Producte angenommen werden; wir können uns endlich Glück wünschen, auf diese Art die Ordnung der Natur zu befolgen, von der man sich nie ohne Nachtheil entfernen darf. Ueberdieß wird dadurch unter den handelnden Nationen jene Art verhältnißmäßigen Wohlstandes erhalten, ohne welchen der Umlauf des Geldes stocken, und Handel und Wandel selbst in Verfall gerathen würden. Wenn die Wolken von den Dünsten der Gewässer nicht mehr unterhalten würden, so gäb' es auch keinen Regen, und die Flüsse des Landes würden vertrocknen. *)

*) Man macht zwar den Einwurf, daß die Einfuhr roher Naturproducte den Preis der unsrigen, wel-

Diese grossen, überaus einfachen und doch von so vielen Nationen unsers Erdtheils verkannten Wahrheiten, diese Wahrheiten, welche alle falschen, unter den Nationen gegenseitig eingeführten Handelssysteme in ihrer Blöße darstellen, überheben uns der Mühe eines weitläufigen

ehen sie im Lande haben, herabsetzen müsse; aber der Werth dieser Producte richtet sich allemal nach dem Preise der daraus verfertigten Waaren. Kann also der Ausländer diese Materialien wohlfeiler einkaufen, so wird er auch beym Verkauf der daraus verfertigten Kunstproducte billigere Bedingungen machen können. Die unmittelbare Folge davon wäre dann die, daß auch unsere Waaren, und mit ihnen die dazu nöthigen Materialien im Preise fallen müßten. Dies ist eine natürliche Ordnung der Dinge, welche die Felizier sehr weislich bemerkt, und zur Richtschnur ihrer Handelspolitik gemacht haben. Mit Recht behaupten sie, daß in der physischen Welt so wohl, als in der moralischen, alles durch eine Kette von Wirkung und Gegenwirkung erhalten werde.

gen Beweises über die Nothwendigkeit, die Einfuhr aller fremden, bereits verarbeiteten Producte zu verstatten. Denn sollen diese in Felizien einen erwünschten Absatz finden, so müssen sie, bey gleicher Güte, nicht theurer seyn, als die unsrigen, oder mit andern Worten, sie müssen den allgemeinen Marktpreiß halten, der durch die Concurrenz aller andern Nationen bestimmt wird. Warum sollte denn, in Ansehung dieser Waaren, nicht eben so wohl, wie bey allen andern Waaren des Auslandes, die Einfuhr verstattet seyn? Machen sie nicht einen Theil desjenigen Werthes aus, auf welchem die Fortdauer eines gegenseitigen Tausches beruht? Wenn wir ihnen, unsere Häfen verschliessen wollen, so werden wir auch in unsern Häfen weniger verkaufen; die verbotenen Waaren

des Auslandes werden andern Nationen
 zugeführt werden, und den Absatz der
 unsrigen bey ihnen vermindern. Es bleibt
 also ausgemachte Wahrheit, „dass kein
 „Volk immer blofs einkaufen kann, ohne
 „auf der andern Seite wieder zu verkauf-
 „fen, folglich auch keine Nation blofs
 „verkaufen kann, ohne wechselseitig von
 „Andern wieder einzukaufen.“ *)

*) Diese völlige und unbeschränkte Freyheit des
 äussern und innern Handels ist in Felizien das
 einzige Mittel, alle Monopolien zu verbannen.
 Wenn ich bisher der Monopolien mit keinem
 Worte gedacht habe, so geschah es aus keinem
 andern Grunde, als weil den Feliziern jede Art
 von Monopol gänzlich unbekannt ist.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Polizey des Getraidehandels. Anstalten zur [Sicherung der nöthigen Lebensmittel.

In der ersten, unter dem König Adelstan gehaltenen Nationalversammlung trugen einige Staatsbürger darauf an, daß man sich mit der Polizey des Getraidehandels beschäftigen, und zweckmäßige Maafsregeln nehmen möge, um der Nation die jährliche Consumption der nöthigen Lebensmittel gehörig zu sichern. Wegen der Wichtigkeit dieses Gegenstandes und der Verschiedenheit der Meynungen, welche die Gesetzgeber darüber angenommen hatten, wurde jedoch beschlossen, die Untersuchung dieser Materie bis zur zweyten Nationalversammlung auszusez-

zen, und indess die ganze Nation zur Prüfung derselben aufzufordern. *)

Verilok erhielt den Auftrag, die dadurch veranlafste Adresse an das Volk

*) Das war sehr weislich gehandelt, denn über Meynungen kann man nicht gebieten. Bey keinem Zweige der bürgerlichen Ordnung ist es nothwendiger, die verschiedenen Meynungen der Bürger zu berücksichtigen, als bey der Polizey des Getraidehandels. Der consumirende Theil der Nation will das Getraide immer um den niedrigsten Preis einkaufen, und die Käufer wollen es sich immer so theuer als möglich bezahlen lassen; so entsteht ein unaufhörlicher Streit entgegengesetzter, willkührlicher Anmassungen. Das einzige Mittel, die Partheyen zu vereinigen, besteht darin, daß man beide Theile über den in Frage befangenen Gegenstand gehörig aufkläre, und ihre Meynungen durch zweckmäßige Belehrung über ihr gemeinschaftliches Interesse berichtige. Bloße Befehle können die Sache nicht schlichten, sondern vermehren nur die gegenseitige Erbitterung und die Hartnäckigkeit, mit welcher beide Theile auf ihrer Anmassung bestehen.

zu entwerfen; der wesentliche Inhalt der der Nation zur Prüfung empfohlenen Punkte ist kürzlich folgender.

1.) Die Nation wegen ihres jährlichen Unterhalts sicher stellen wollen, heisst so viel, als ihr jederzeit die gehörige Quantität Getraide zuzusichern, welche sie jährlich consumirt, und dafür zu sorgen, dass es nie zu einem Preise hinaufsteige, welchen die Consumenten nicht würden bezahlen können. Denn wenn man nicht Geld genug hätte, um das vorhandene Getraide zu bezahlen, so würde es eben so schlimm seyn, als ob man gar keins hätte. Kein System, welches man in Ansehung des Getraidehandels befolgen wollte, würde also die erforderliche Sicherstellung der nöthigen Lebensmittel gewähren, wenn es diesen beiden Bedingungen

nicht Gnüge leistete. Eine der Totalconsumtion entsprechende Quantität Getraides, und ein Preiß desselben, welcher mit dem Vermögen der Consumenten in gehörigem Verhältniß steht, sind hierbey jederzeit zwei unnachlässige Bedingungen.

2.) Zur leichtern Beurtheilung des vorliegenden Gegenstandes wollen wir die verschiedenen Waaren unsers innern Handels in drey Hauptartikel theilen, und eben so unter den wechselseitigen Käufern und Verkäufern drey Hauptklassen annehmen. Jene bestehen in dem Getraide, den übrigen Naturproducten, und den verschiedenen Arbeiten unserer Mitbürger; und in so fern Jemand einen dieser drey Hauptartikel kauft oder an Andere überläßt, in so fern gehört er zu

einer der drey letztern Klassen. Die erste Klasse begreift also theils die ursprünglichen Eigenthümer des Getraides und der übrigen Producte; theils endlich alle diejenigen, welche ihre Talente und ihre Dienste den beiden ersten Klassen käuflich überlassen, und also die verarbeitende Klasse ausmachen.

3.) Das Geld wächst niemanden in der Tasche; keine der obigen drey Klassen kann also von den beiden andern für mehr kaufen, als sie andererseits von ihnen einnimmt. Um jedoch die Sache recht augenfällig zu machen, und die Folgerungen, welche sich aus diesen Grundwahrheiten ziehen lassen, recht handgreiflich darzustellen, muß man auf einige Augenblicke den äußern Handel gänzlich aus dem Spiel lassen. Von diesem wird schon

auch noch zu seiner Zeit geredet werden.

4.) Wenn man die Verkäufer des Getraides in die Nothwendigkeit setzen wollte, ihre Waare zu sehr geringen Preissen hinzugeben, und die andern Producte dagegen sehr theuer einzukaufen, so würden sie die Cultur dieser letzten Producte dem Getraidebau natürlich vorziehen, und diesen so lange aufgeben, bis die Seltenheit des Getraides, welche unmittelbar daraus erfolgen müßte, den Preis desselben verhältnißmässig erhöht hätte.

5.) Eben diess läßt sich von allen andern Producten behaupten: man wird sich immer mit dem Anbau derjenigen beschäftigen, welche beym Verkauf den größten Vortheil gewähren, und die Cultur der-

selben wird so lange vorgezogen werden, bis sie durch den dadurch erzeugten Ueberfluß im Preise fallen, und dem Landwirthe fernerhin keinen auszeichnenden Vortheil gewähren.

6.) Es ist unmöglich, daß die Erzeugnisse der Natur zu beträchtlich hohen Preisen aufsteigen sollten, indess die Arbeiten des Kunstfleisses sehr schlecht bezahlt würden. Der Künstler und Handwerker, der seine Arbeit verkauft, kann den beiden übrigen Klassen nicht mehr Geld geben, als er von ihnen wirklich erhält; denn je weniger er einnimmt, je weniger kann er aufgehen lassen. Die verminderte Consumption der Naturproducte würde also einen Ueberfluß derselben hervorbringen, und folglich den Preis derselben herabsetzen.

7.) Es liegt also am Tage, daß obige drey Hauptartikel des Handels ein gewisses gegenseitiges Verhältniß in ihrem Preise beobachten, und daß die gangbaren Preise derselben dergestalt im gegenseitigen Gleichgewicht stehen müssen, daß einer den andern erhalte. Denn will man verkaufen, so sind auch Käufer nöthig, welche die erforderlichen Mittel haben; kein Käufer kann aber mehr ausgeben, als er zuvor eingenommen hat. *)

*) Um sich diese Grundwahrheiten noch anschaulicher zu machen, muß man die eigentliche Bedeutung des Wortes Theurung zergliedern. Theurung ist nur ein relativer Begriff; ich kann eine Waare nur in Vergleichung mit andern Waaren theuer nennen, an sich aber ist sie weder theuer noch wohlfeil. Wenn man z. B. viel Wein oder viel Wolle gegen wenig Getraide hingeben muß, so ist das Getraide in Beziehung auf jene beiden Producte theuer; brauch' ich aber viel Getraide, um dafür sehr wenig Wolle oder

8.) Da das Getraide zu den unentbehrlichsten Producten gehört, so muß sich natürlicherweise auch der Preis jener beiden andern Hauptklassen von Waaren nach dem Preise des Getraides reguliren.

9.) Eine andere, gleich wichtige und gleich einfache Wahrheit ist die, daß man sich über den gangbaren Preis des Ge-

Wein einzutauschen, so sind diese beiden Producte in Beziehung auf das Getraide theuer. Dieser Begriff von Theuerung paßt auch auf solche Fälle, wo der Umsatz der Waaren, unter dem Namen Kauf und Verkauf, durch Geld betrieben wird. Denn der Werth des Geldes stellt den Werth einer gewissen Quantität anderer Waaren vor. Brauche ich nun viel Geld, um eine bestimmte Menge von Producten baar zu bezahlen, so würde ich auch eine große Quantität von jedem andern Waaren brauchen, um sie gegen eine bestimmte Menge von diesen Producten zu vertauschen, wenn der Tausch in natura geschehen sollte.

traides nicht zu beschweren habe, wenn er weder über noch unter dem Verhältniß der übrigen Waarenpreise steht. Käufer und Verkäufer müssen mit demselben, er sey übrigens, welcher er wolle, zufrieden seyn, so lange er dieß Verhältniß gehörig beobachtet.

10.) Käufern und Verkäufern muß also gemeinschaftlich daran gelegen seyn, daß dieß Verhältniß nie aufgehoben werde; daß die Getraidepreise vor allen Revolutionen gesichert werden, wodurch es, wenn auch nur auf kurze Zeit, vernichtet werden würde. Ein schnelles, tiefes Fallen der Getraidepreise würde die Verkäufer desselben ruiniren und folglich auch den beiden andern Klassen höchst nachtheilig werden, welchen die verarmten Getraidehändler nun nicht mehr so viel

abkaufen könnten. Auf der andern Seite würde ein beträchtliches schnelles Steigen der Getraidepreise unmittelbar die Preise der übrigen Kunst - und Handarbeiter verhältnismässig erhöhen; die bloß arbeitende Klasse würde also die nothwendigen Bedürfnisse nicht bezahlen können, oder wenigstens ihre Consumption sehr beträchtlich vermindern müssen. Daraus würde aber dann wieder ein zweifacher Nachtheil für die Verkäufer der Kunstproducte entstehen. Denn auf der einen Seite müßten sie das zu ihrem Unterhalt benötigte Getraide theuer einkaufen, auf der andern Seite aber verminderte sich der Absatz ihrer Waaren. Ein solcher zwiefacher Verlust kann aber die verarbeitende Klasse unmöglich treffen, ohne daß er nicht zugleich auf die

arbeitende Klasse eine nachtheilige Rückwirkung haben sollte. *)

11.) Wir haben über das Getraide des Auslandes nichts zu befehlen; folglich werden wir nie das zur Totalconsumtion erforderliche Getraide in gleichförmigen Preissen erhalten können, wenn wir nicht so viel ärnten, als wir jährlich consumiren. So oft wir weniger erbauneten, und also den Mangel durch Zufuhr des Auslandes ersetzen müßten, so oft würde

*) Große Theuerung des Getraides setzt Mißwachs und schlechte Aernten voraus. Hierdurch wird aber der Landwirth nicht reicher, ob er gleich theurer als vormal's verkauft, sondern er muß froh seyn, wenn er nur nicht verarmt. Die producirende Klasse kann folglich auch nicht mehr so viel Aufwand machen, als zuvor. Die nachtheiligen Wirkungen der Getraidetheuerung erstrecken sich also über alle Klassen. Diese Bemerkung ist unserer Aufmerksamkeit ganz vorzüglich würdig.

auch der Preiß des Getraides steigen. Diese Theurung müßte um so beträchtlicher seyn, da verschiedene Nationen das benöthigte Getraide in ihrem Lande nicht hinreichend erbauen.

12.) Wind und Wetter stehen dem Menschen auch nicht zu Gebote; die Hoffnung des Landmanns kann also in verschiedenen Theilen des Reichs, aller angewandten Mühe ungeachtet, durch Wetterschäden und Mißwachs vernichtet werden. Alsdann wären die eingeärnteten Früchte unzureichend, und wir müßten, wenn wir unsern Ackerbau bloß auf die jährliche Totalconsumtion des Landes eingeschränkt hätten, zum Auslande unsere Zuflucht nehmen. Um also diesen Mangel zu ersetzen, ist es unvermeidlich nothwendig, bey der Bestellung unserer Saaten

auf einen beträchtlichen Ueberfluß Rücksicht zu nehmen.

13.) Wollen wir diesen Ueberfluß mit moralischer Gewissheit erwarten, so muß der Landmann bey dem Anbau des Getraides hinlänglich interessirt seyn. Dieß kann er aber nur in so fern, als er sich mit Grunde einen vortheilhaften Absatz seines Getraides zu versprechen hat; denn man bauet das Land in Hoffnung eines ergiebigen Gewinnstes, und der Absatz, welcher denselben im Durchschnitt gewährt, dient also zum natürlichen Maassstabe der jährlichen Production.

14.) Soll der Landwirth eines solchen vortheilhaften Absatzes gesichert seyn, so werden zwey wesentlich nothwendige Bedingungen vorausgesetzt: Der erzeugte Ueberfluß darf nämlich erstens den Preis
des

des für die Nationalconsumtion bestimmten Getraides nicht verringern, und die Ausfuhr des entbehrlichen Getraides darf den Eigenthümern auf keine Weise erschwert werden.

15.) Da die zur jährigen Consumtion der Nation erforderliche Quantität Getraides immer dieselbe bleibt, so verkauft auch der Landwirth in einem fruchtbaren nicht mehr als in einem mittelmässigen Jahre. Könnte er nun seinen Ueberfluß nicht an die Ausländer überlassen, so hätte er für die Verminderung des Preises keine Entschädigung; er würde also den Ueberfluß als ein Uebel betrachten, das ihn, statt des erwarteten Vorthails, in Schaden brächte. Hieraus ergiebt sich von selbst die Richtigkeit obbemerkter beider Bedingungen, ohne welche wir des

erforderlichen Getraidevorraths 'nie versichert seyn können.

16.) Obgleich die moralische Gewissheit eines vortheilhaften Absatzes der erste Bewegungsgrund seyn muß, welcher den Landwirth zur Verdoppelung seines Fleisses beym Getraidebau ermuntert, so würde diese Gewissheit doch nicht wirksam genug seyn können, wenn er nicht zugleich vollkommen überzeugt wäre, daß man ihn durch willkührlich erhöhte Auflagen des gehofften Gewinnes nicht berauben werde. Soll er also zur Production eines großen Getraidevorraths auf alle mögliche Art vermocht werden, so muß man ihn abseiten dieser Besorgniss vollkommen sichern. Der Wunsch zu gewinnen wird nur in so fern eine Triebfeder unserer Thätigkeit, als er mit der moralischen Gewissheit verbunden ist, daß

man uns das Gewonnene auch lassen werde. *)

17.) Der wahre Reichthum einer Nation, ein Reichthum, der ihr allein angehört, und den sie zur Bestreitung ihrer jährlichen Ausgaben verwenden kann, gründet sich auf den fortdauernden Ueberfluß ihrer Territorialproducte und auf den beständigen Werth, nach welchem sie im Handel gegen baares Geld umgesetzt werden können. Diesen Ueberfluß auf den höchstmöglichen Grad zu

A a 2

*) Man sieht hieraus, daß die Sicherheit der zur Nationalconsumtion erforderlichen Vorräthe von dem öffentlichen Steuersystem abhängt. Das folgende Kapitel wird diese Wahrheit in ein noch helleres Licht stellen, indem wir daraus ersehen werden, wie sehr die Anhäufung öffentlicher Abgaben den Landbau, mit dem sie gar nichts gemein zu haben scheinen, unmittelbar beeinträchtigen.

bringen, und die Producte in den vortheilhaftesten Preissen zu erhalten, diefs sind die beiden Hauptgegenstände, welche eine gesunde Politik berücksichtigen muß.

18.) Weil sich nach den gewöhnlichen Getraidepreissen die Preise aller übrigen Territorialproducte richten, so muß der Nation sehr viel daran gelegen seyn, ihr Getraide beständig zu möglichst hohen Preissen zu verkaufen. Denn dadurch verschafft sie sich in Ansehung ihrer übrigen Producte gleichen Vorthail, und der jährliche Geldertrag aller liegenden Grundstücke wird um ein Merkliches erhöht. Natürlich muß also in diesem Fall auch der Nationalreichthum anwachsen.

19.) Der möglichst hohe Getraidepreis bestimmt sich nach den Preissen, welche das Getraide unter Concurrrenz der Frem-

den bey einer Nation behauptet, welche sowohl die Ein - als Ausfuhr desselben völlig frey gegeben hat.

20.) Wenn eine Nation, welche auf ihrem eignen Staatsgebiete alljährlich so viel Getraide bauet, als sie zu ihrer Consumption bedarf, nach diesem Currentpreise einen bestimmten Getraidepreiss festsetzte, so würden die Bürger das benöthigte Getraide immer noch wohlfeiler einkaufen, als es bey den Ausländern zu haben wäre; denn es würde weder durch die Transportkosten, noch durch die Procente des Kaufmanns vertheuert werden.

21.) Wir wollen, um uns die Rechnung zu erleichtern, einmal annehmen, daß Felizien in jedem Mitteljahre sechzig Millionen Malter Getraide baue, und daß nach einer festzustellenden Taxe der beständige Werth jedes Malters um eine

Pistole erhöht werde, so würde die Nation zunächst sechshundert Millionen gewinnen, und sodann auch in Ansehung der übrigen Territorialproducte, welche in eben dem Maasse steigen müßten, einen verhältnißmäßigen Vortheil haben. Ge-
 setzt nun, die Grundeigenthümer und Pächter würden durch die neue Einrichtung aufgemuntert, ihren Fleiß beym Landbau zu verdoppeln, und erhöhten die jährlichen Totalerzeugnisse des ganzen Reichs nur um den zehnten Theil, so würde dem Nationalreichthum ein zweyter ungeheurer Gewinn daraus erwachsen.

22.) Da der beständige Preis der Arbeiter aller Art mit den Preisen des Getraides und der übrigen Producte gleichen Schritt halten muß, so ist es klar, daß, wenn einmal die Erhöhung des Preises

anderer Producte zu Stande gekommen, und für immer festgesetzt wäre, für die bloß arbeitende Klasse kein Nachtheil daraus zu befürchten stände. Es würde vielmehr eine moralische Unmöglichkeit seyn, sich zu denken, daß sie an dem Zuwachs der jährlichen Einkünfte der beiden andern Klassen, welchen sie ihre Arbeiten verkauft, keinen Antheil nehmen sollte. Bereicherung der Käufer ist zugleich Bereicherung der Verkäufer. *)

A a 4

*) Es wird hierbey die Erhöhung der Preise als schon vollendet vorausgesetzt; aber welche Unordnungen und welchen Nachtheil müßte nicht eine solche Revolution indeß nach sich ziehen, bis der Werth des Arbeitslohns mit dem festgesetzten Preise des Getraides in gleiches Verhältniß käme, wenn man nicht zweckmäßige Vorkehrungen dagegen treffen wollte. Auch dafür haben die Felizier gesorgt; durch welche Mittel, werden wir in der Folge sehen.

23.) Wenn wir ganz isolirt wären, und in keinem Verhältniß mit andern Nationen ständen, so könnte es uns völlig gleichgültig seyn, wie theuer die drey Hauptklassen unserer Waaren verkauft würden. Das einzige Interesse, welches Käufer und Verkäufer alsdann zu berücksichtigen hätten, wäre bloß die Erhaltung des Gleichgewichts, welches im Preise dieser verschiedenen Waaren stattfinden muß, und ein vollkommen freyes Handelsverkehr im Innern des Reichs würde das sicherste Mittel dazu seyn. Allein wegen unsers äussern Handels und wegen unsrer übrigen Verhältnisse mit dem Auslande, muß uns überaus viel daran gelegen seyn, daß sich unsere Producte beständig in den möglichst hohen Preisen erhalten, zu denen sie nur gebracht werden können, d. h. zu denjenigen Preisen, welchen sie bey

einer vollkommenen Handelsfreyheit und bey der Concurrenz aller andern Nationen behaupten. Würde durch irgend ein Versehen der Preiß unserer Producte vermindert, so müßten wir bey dem Einkauf der ausländischen Producte eine grössere Quantität der unsrigen dagegen setzen; wir hätten folglich Verlust und der Fremde den Gewinn, eine Art von Tribut, den er uns auflegte.

24.) Es giebt Personen, welche behaupten, daß man die Territorialproducte so wohlfeil als möglich machen müsse, um dadurch das Arbeitslohn herabzusetzen, und die auswärtige Abnahme zu vermehren; allein sie bedenken nicht, daß, wenn man die Producte nur um den zehnten Theil des Preißes herabsetzte, den sie bey einer freyen Concurrenz behaupten, der Werth der Nationaleinkünfte

unmittelbar um fünf-bis sechshundert Millionen verringert werden würde. Wie sollte uns aber die Vermehrung des auswärtigen Absatzes, welchen man dadurch zu bewirken vermeynt, für diesen Verlust entschädigen? und wem würden denn diese jährlich verlornen fünf - bis sechshundert Millionen zu Gute kommen? Bloss den Ausländern und solchen Personen, durch deren Gewinn der Nationalreichthum nicht den geringsten Zuwachs erhielt. *)

*) Den Marktpreis der Territorialproducte der Erweiterung des außern Handels aufzuopfern, anstatt durch den außern Handel diesen Preis zu erhöhen, ist eine sonderbare Verkehrung der Begriffe. Ein großer Beweis von der Falschheit dieses Systems liegt darin, daß es offenbar ad absurdum führt. Denn wenn es wahr ist, daß man den Preis der Naturproducte herabsetzen müsse, um Manufacturen und außern Handel zu begünstigen, so muß diese Begünstigung

25.) Wir wollen nun die bisherigen Bemerkungen kürzlich wiederholen, und behaupten also, daß die Zusicherung unserer Lebensmittel zu einem beständigen Preise für die Nationalconsumenten, folglich zu einem Preise, den sie immer bezahlen können, einzig und allein auf einen grossen Ueberflufs unserer jährlichen Getraideärnten gebaut werden kann ;

Daß ein solcher Ueberflufs nicht erzeugt werden kann, wenn man nicht die Ackerbau treibende Klasse von allen mittelbaren und unmittelbaren Auflagen befreyet, und durch die Gewissheit eines vortheilhaften Absatzes aufmuntert ;

um so grösser seyn, je weniger die Producte gelten ; es wäre also besser, sie lieber gar weg zu schenken, anstatt sie zu verkaufen.

Dafs diese Gewifsheit nothwendig eine andere, und zwar die voraussetzt, dafs der mit ihrer Zuziehung festgesetzte Preis des zur Nationalconsumtion erforderlichen Getraides nie werde vermindert werden, und dafs sie mit dem Ueberschusse machen können, was sie wollen;

Dafs endlich Freyheit des Getraidehandels das erste wesentlichste Erfordernis zur Sicherstellung der erforderlichen Lebensmittel ist; dafs jedoch diese Freyheit, wenn sie nicht eine entgegengesetzte, zweckwidrige Wirkung haben soll, denjenigen Maafsregeln untergeordnet seyn mufs, welche eben diese Sicherstellung der nöthigen Lebensmittel erfordert.

Man mache mir nicht den Einwurf, dafs eine solche Beschränkung der Freyheit des Getraidehandels dem Eigenthums-

rechte der Privatperson Eintrag thue ; denn das Eigenthumsrecht beruht in jeder Staatsgesellschaft auf dem gemeinschaftlichen Interesse desselben, und der freye Gebrauch des Eigenthums muß nach diesem gemeinschaftlichen Interesse eingeschränkt und bestimmt werden.

Da man jedoch niemals verlangen kann, daß das gemeine Beste auf den Ruin einzelner Privatpersonen gebauet werde, so ist es Pflicht des Staats, durch zweckmäßige Mittel zu verhindern zu suchen, daß nicht die Erhöhung des Getraidepreisses für eine große Anzahl von Consumenten, die das nöthige Geld nicht erschwinden könnten, eine wahre Landplage werde.

Verilok beschloß seine Adresse mit einer Schilderung der Nachtheile, welche

sich bey verschiedenen andern Versuchen an den Tag gelegt hatten; er bemerkte hiebey namentlich, dafs eine unbeschränkte Freyheit der Getraideausfuhr nicht nur oftmals wirklichen, sondern auch eingebildeten Mangel, der eben so schlimm ist, als der reelle, veranlafst habe.

Er bemerkte ferner, dafs das Verbot aller und jeder Getraideausfuhr eine Menge Ackerleute zu Grunde gerichtet, und einen ungeheuern Verlust in den Totalerzeugnissen der Nation verursacht habe, indem eine Menge Ländereyen unbebaut liegen geblieben wären, und dafs also dieses Verbot, weit entfernt, die Bedürfnisse der Nation zu sichern, eine neue Quelle des Mangels geworden wäre.

Endlich bemerkte er noch, dafs eine von den Getraidepreissen abhängige Frey-

heit der Ausfuhr zu verschiedenen Kunstgriffen Anlaß gegeben hätte, wodurch die Regierung, in Ansehung des Waarenpreiffes, hintergangen würde. Ein kleiner Haufe Monopolisten hätten sich dann vereinigt, das Getraide zu den niedrigsten Preiffen aufzukaufen, um es nachher der Nation desto theurer wieder zu verkaufen, so daß durch diesen verhafsten Wucher so wohl die Landwirthe als ihre Consumenten zu Grunde gegangen wären.

Alle diese Betrachtungen waren für Jedermann verständlich, und Jeder beschäftigte sich damit. Die verschiedenen Schriften, welche dadurch veranlaßt wurden, klärten den Gegenstand dergestalt auf, daß alle Provincialstände ihren Abgeordneten beynahe gleiche Instructionen ertheilten, welche insgesamt dem Circulare Veriloks beyfällig waren.

Die mehrsten Stände bemerkten in ihren Vollmachten, daß, wenn der Preis des für die Consumption des Reichs bestimmten Getraides auf einige nach einander folgende Jahre festgesetzt werde, der Landwirth nie in die Nothwendigkeit gerathen könne, sich des Ueberschusses seiner Aernthe zu entledigen, und daß auf diese Art der Werth des Getraides im Handel nicht fallen, sondern sich, zum grofsen Vortheil des Nationalreichthums, immer erhalten werde; daß man erwarten könne, die Landwirthe würden einen Theil ihres Ueberschusses von einem Jahre zum andern aufbewahren, da sie versichert wären, es entweder an Fremde oder an die Nation jederzeit vortheilhaft verkaufen zu können; daß man sie zur Aufbewahrung solcher Vorräthe, vielleicht noch mehr durch die Hoffnung eines et-

was

was erhöhten Preisses bey eingetretenen schlechten Aernten ermuntern könne; dafs es möglich sey, eine solche Erhöhung des Preisses so zu reguliren, dafs sie dem Landwirth, der sein Getraide aufschütte, erheblich genug wäre, ohne zugleich den Consumenten zur Last zu fallen.

Diese Instructionen enthielten noch andere ähnliche Bemerkungen, und endeten mit der Erklärung, dafs die Provincialstände, nachdem sie ihren Deputirten verschiedene Projecte mit allen dazu gehörigen Bemerkungen eingehändigt hätten, es der Weisheit der Nationalversammlung überlassen wollten, denjenigen Plan zu wählen, der bey diesem wichtigen Gegenstande den verschiedenen Erfordernissen am mehrsten Gnüge leistete.

Die Nationalversammlung setzte nunmehr eine eigne Commission nieder, welche die verschiedenen eingereichten Projecte und Bemerkungen prüfen, und der Versammlung Bericht erstatten mußte. Nach langen Discussionen in ihren sechs Kammern faßte man endlich einen Beschluß, der für eine der vorzüglichsten Quellen des Wohlstandes von Felizien betrachtet, und noch heutigen Tages beobachtet wird. Der wesentliche Inhalt desselben ist folgender.

1.) Das zur Nationalconsumtion erforderliche Getraide soll nach dem Mittelpreise verkauft werden, mit dem es die Ausländer bezahlen. Dieser Preis wird für drey auf einander folgende Jahre festgesetzt, sie mögen nun so fruchtbar seyn als sie immer wollen; aber er bleibt auch

dann unverändert, wenn wirklicher Missertrag eintreten sollte, und kann höchstens nur auf die weiter unten bestimmte Weise erhöht werden. Von drey zu drey Jahren setzt die Nation eine neue Taxe für die drey nächstfolgenden Jahre fest. *)

2.) In jedem Districte wird ein genaues Verzeichniß so wohl der vorhandenen Getraideäcker nach ihrer verschiedenen Güte, als auch der in demselben lebenden Menschenzahl und ihrer jährli-

Bb 2

*) Unter dem Namen Getraide verstehen die Felizier zwar gewöhnlich Weizen; man rechnet aber auch den Roggen zur Nationalconsumtion. Der Preis desselben ist jedoch geringer, als der des Weizen. Da nun aber manches Getraide weniger mehltreich ist, und also mehr Kleye giebt als das andere, so bestimmt man die erforderliche Güte und den verhältnißmäßigen Preis desselben nach dem Gewichte. Diese Bemerkung ist von grosser Erheblichkeit.

chen Getraideconsumtion entworfen. Um die Consumtion der in dem Reiche lebenden Ausländer zu bestimmen, müssen von Zeit zu Zeit genaue Angaben über die Quantität des von den Bäckern verkauften Brodes und des auf andere Art von den Einwohnern verbrauchten Mehls eingegeben werden. Hierdurch hat man große Aufklärung über die Quantität des von allen Mühlen zu liefernden Mehls erhalten, um damit die Consumtion des Reichs und der felizischen Kolonien, besonders der großen und wichtigen Kolonie von Syropien zu bestreiten.*)

*) Der ausschliessende Handel Feliziens mit dieser Insel verschafft dem Reiche einen großen Absatz seiner Natur- und Kunstproducte. Viele hunderttausend Arme werden durch diesen Kolonienhandel in nützliche Thätigkeit gesetzt; er verschafft dem Reiche eine große Anzahl geübter Seelente, und führt ihnen die schätzbaren Pro-

3.) Nach Verhältniß der vorgefundenen Volksmenge und der gewöhnlichen

B b 3

ducte von Syropien zu. Zur Verproviantirung dieser Kolonie mit den erforderlichen Lebensmitteln, haben sie eine sehr einfache Einrichtung getroffen, welche um so mehr Beyfall verdient, je weniger in derselben der Getraidebau betrieben wird. Die Verproviantirung der Insel ist nach einer genauen Bestimmung ihrer jährlichen Consumption berechnet, und unter die verschiedenen Häfen Feliziens vertheilt worden. Die Zeit der auf einander folgenden Transporte, so wie der Preiß, zu welchem das Mehl verkauft werden muß, wird mit Zuziehung der Kaufleute gehörig festgesetzt, und der Betrag dafür auf die öffentlichen Einkünfte der Kolonie unmittelbar angewiesen, sobald der Magazinschreiber die Lieferung, nach vorgängiger, von syropinischen Commissarien unternommenen Prüfung seiner Güte, in Empfang genommen hat.

Den in jedem Hafen befindlichen Kaufleuten liegt es ob, sich unter einander, dieser Lieferungen wegen, welche sie aus den Magazinen ihres Cantons ziehen müssen, zu verständigen.

Bedürfnisse jedes einzelnen Orts, bestimmt man nur die jährliche Consumption des

Sollte Syropien die nöthigen Vorräthe nicht erhalten, so kann es den Mangel durch's Ausland ersetzen lassen, und derjenige Hafen, welcher mit den erforderlichen Lieferungen in Rückstand geblieben war, muß die Kolonie wegen des erlittenen Nachtheils entschädigen, es wäre denn, daß der Transport während der Ueberfahrt zu Grunde gegangen sey.

Die Zeit der Lieferung ist dergestalt festgesetzt worden, daß Syropien immer wenigstens auf vier Monate mit Proviant versehen bleibt. So oft ein Transport zwey Monate über die gesetzte Zeit ausgeblieben ist, kann die Kolonie das Benöthigte von den Ausländern beziehen, ohne weiter an den bestimmten Preis des zu spät eingetroffenen Transports aus dem Mutterlande gebunden zu seyn. Das felizische Mehl wird alsdann vielmehr so gut als möglich verkauft, und die Kolonisten können demungeachtet, wegen des höhern Preisses, mit dem sie die benöthigte Provision dem Auslande bezahlen müssen, eine verhältnißmäßige Schadloshaltung verlangen. Diese Einrichtung setzt jedoch das in Felizien angenommene System des Getraidehandels und der

ganzen Districts; jedoch so, daß eher zu viel als zu wenig angesetzt wird. Nach dieser Consumption werden dann die jährlichen Lieferungen berechnet, welche jeder Getraideacker zu der allgemeinen Verproviantirung hergeben muß. Alle Jahre müssen diese Repartitionen in den Urversammlungsbezirken erneuert und den Districtsversammlungen vorgelegt werden; denn es ist leicht möglich, daß die Landleute irgend einer Gegend durch einen oder den andern Unglücksfall gänzlich außer Stande gesetzt würden, die erforderlichen Contingente einzuliefern.*)

Bb 4

Sicherstellung der Nationalconsumtion voraus, und findet nicht nur in Syropien, sondern auch in allen übrigen Kolonien gleiche Anwendung.

*) Durch die Verbindlichkeit, einen jährlichen Beitrag zur Nationalconsumtion abzugeben, wird jedoch kein Landwirth gehindert, seine Aecker mit

4.) Jede Stadt und jeder Flecken haben ihr gemeinschaftliches Magazin, in welches die für sie bestimmten Lieferungen aufgenommen werden. Das eingelieferte Getraide wird von einem Magazinschreiber in Gegenwart und mit Genehmigung einiger Commissarien in Empfang genommen, und darüber quittirt,

Leinen, Hanf oder Hülsenfrüchten zu besäen, dabey bleibt er jedoch immer gehalten, sein bestimmtes Contingent gehörigermassen einzuliefern; nur dann findet eine Dispension statt, wenn er durch irgend einen Zufall der gehofften Aernte verlustig worden ist. Diese freye Wahl in der Bestellung der Aecker, womit man die Grundeigenthümer begünstigt hat, ist eine Folge des in Felizien angenommenen Grundsatzes, daß das allgemeine Interesse nichts als ein Resultat von dem Privatinteresse aller einzelnen Bürger sey. Ueberdies ist es auch nöthig, die Cultur aller übrigen Producte zu begünstigen, um dadurch den gegenseitigen Gewinn der Landeserzeugnisse zu vergrößern.

Der Magazinschreiber wird von der Generalversammlung des Districts ernannt; die Wahl der Commissarien hingegen, welche die Güte des Getraides prüfen müssen, ist von der Urversammlung des Districts abhängig. *)

5.) Die Mühler allein erhalten das Getraide aus diesen Magazinen, und müssen das daraus erhaltene Mehl an eben die Commissarien wieder abliefern. Der Magazinschreiber hält Buch und Rechnung über diesen Ab- und Zugang und über den Verkauf des Vorraths; das eingenommene Geld aber muß er monatlich an die Generalkasse seines Districts abliefern. Er hat überdies das Recht, auf diese

Bb 5

*) Die Römer hatten vierhundert Getraidemagazine, und das Verproviantirungssystem in Sicilien hat mit dem felizischen große Aehnlichkeit.

Kasse beliebige Wechsel auf drey Monate nach Sicht auszustellen, und damit alle Lieferungen unmittelbar zu bezahlen. Eine Anstalt, wodurch der Handel nicht wenig belebt wird.

6.) Jedem Privatmann ist es erlaubt, das zu seiner persönlichen und häuslichen Consumption benöthigte Mehl unmittelbar in den Magazinen zu kaufen, und sich sein Brod selbst zu backen. Die Bäcker haben eine, nach Verhältniß des Getraidepreises bestimmte Taxe, nach welcher sie ihr Brod verkaufen müssen.

7.) Der Handel mit Mehl und die Ausfuhr desselben nach andern Orten, als in die Kolonien, ist ausdrücklich im ganzen Reiche verboten. Die Mühler dürfen, ohne besondere Erlaubniß der Urversammlungen, welchen das Eigenthum der

Mühlen zusteht, kein Getraide für irgend eine Privatperson mahlen.*)

8.) Unmittelbar nach der Aernte entwerfen die Syndici der Urversammlung auf dem Lande ein Verzeichniß von dem Betrage der Aernte jedes Landwirths, halten darüber ein ordentliches Protokoll, in welchem sie zugleich die alten Vorräthe bemerken, welche man ihnen angezeigt hat. Diese sämmtlichen Protokolle erhalten die Municipalitäten des Districts, welche sich dann unverzüglich mit der Vertheilung der nöthigen Lieferungen zur Verproviantirung des Districts beschäftigen.

*) Vermittelst dieses Verbots wird jeder Bürger genöthigt, das Getraide zu dem bestimmten Preise zu consumiren, und die Verproviantirung kann nie durch irgend einen Kunstgriff erschwert werden.

9.) Jede Versammlung der Provincialstände wird nicht nur von der besondern Lage ihrer Districte, sondern auch von dem Zustande der ganzen Provinz, in Ansehung des vorrätthigen Getraides, ex officio unterrichtet. Ihre erste Sorgfalt geht dann dahin, denjenigen Gegenden, deren Vorräthe zur erforderlichen Consumption nicht zureichen, die verlangte Unterstützung zu übermachen.

10.) Während dieser Arbeiten der Districte und der Provincialstände ist die freye Getraideausfuhr unmittelbar und so lange suspendirt, bis sie das Guvernatorium wieder erlaubt hat. So bald aber für die nöthige Nationalconsumtion gesorgt ist, wird und muß der Getraidehandel von dem Guvernatorium wieder frey gegeben werden. Selbst die Provincial-

stände können für ihre Provinz diese Erlaubniß provisorisch ertheilen, wenn es am Tage liegt, daß der Ueberfluß an Getraide die gewöhnliche Nationalconsumtion weit übersteige.

11.) Während der ersten vier Jahre nach Einführung dieser Getraidepolizey wurde um die Hälfte mehr, als die jährliche Verproviantirung erforderte, in den öffentlichen Magazinen für den Nothfall aufbewahrt, und alle Jahre wird dieser Ueberschuß zur Consumption gezogen, und durch neues Getraide ersetzt.

12.) Wenn man durch den Mißwachs eines Jahres in die Nothwendigkeit gesetzt wird, diesen Ueberschuß aus den Vorrathskammern der Oekonomen und Getraidehändler zu nehmen, so wird es ihnen um ein Zehnthel theurer bezahlt,

als der für die Nationalconsumtion bestimmte Preiss beträgt. Alles alte Getraide überhaupt, dessen man zur diesjährigen Consumtion benöthigt ist, wird mit gleichem Aufgelde bezahlt, und derjenige, welcher in jedem District die grösste Quantität geliefert hat, erhält noch ausserdem eine festgesetzte Prämie.

13.) Dieses Aufgeld eines Zehnthails, so wie die verdienten Prämien, werden von der Regierung bezahlt. In dem folgenden Kapitel, wo von den öffentlichen Einkünften die Rede ist, wird man sehen, wie es der Regierung möglich werde, diese Ausgabe, welche ohnedieß eine bloße, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge äusserst selten realisirte Speculation ist, zu bestreiten.

Die Nationalversammlung verordnete zugleich, dafs alle Grundeigenthümer ihre

Pachtcontracte, ohne eine andere Entschädigung, aufheben könnten, als diejenige, welche die Pächter für Arbeit und Auslage zur nächsten Aernte zu fordern hätten. Aber die Pächter, welche wohl einsahen, daß sie in Zukunft der drückenden Last willkührlicher Auflagen für ihre Person und ihre Producte entledigt seyn würden, und also die neue Einrichtung ihre bisherigen Vorthteile eher vermehren als vermindern müßte, kamen von selbst und boten so beträchtliche Erhöhungen der Pachtgelder an, daß die Sache zwischen ihnen und ihren Gutseigenthümern gar bald und ohne alle Weiterungen beygelegt wurde. *)

*) Wir werden im nächsten Kapitel die wichtigen Folgen sehen, welche diese Erhöhung der Pachtgelder nach sich zog. So viel kann ich indeß nicht unbemerkt lassen, daß die verordnete Er-

Diefs sind also die Maafsregeln, durch welche sich die Felizier den zur Nationalconsumption benöthigten Vorrath zu sichern wufsten. Zu desto leichter Erreichung ihrer Absicht haben sie eine öffentliche Kasse errichtet, aus welcher die Landleute die Unterstützungen erhalten, deren sie durch irgend ein zufälliges Unglück bedürftig geworden sind, oder auch um die Ameliorationen der Ländereyen durch unverzinsliche Vorschüsse, wie ich bereits im 12ten Kapitel bemerkt habe, zu begünstigen. Zu dieser Aufmunterung kömmt noch ein jährlicher Preifs, der in jeder Urversammlung demjenigen aus der öffentlichen Kasse

neuerung der Pachtcontracte durchaus zum Vortheil der Grundeigenthümer ausfiel, und daß auf diesen Vortheil das neue System der öffentlichen Einkünfte, wovon wir im folgenden Kapitel sprechen werden, gegründet wurde.

Kasse gezahlt wird, der auf einer gewissen Anzahl Aecker das schönste Getraide baut. Diese Prämie ist um so wichtiger, da sie demjenigen Landwirth, welchem sie drey-mal zuerkannt worden ist, die Würde eines Notabeln verschafft. Man hat auch in verschiedenen mittäglichen Provinzen des Reichs einen sehr glücklichen Versuch mit dem Reisbau gemacht, und die Cultur gewisser Wurzelgewächse eingeführt, welche jede Witterung vertragen können, Menschen und Thieren zur Nahrung dienen, ohne großen Aufwand zu erbauden sind, reichliche Aernten geben, und sich ohne viele Kosten zur Speise zubereiten lassen. *)

*) Diese Wurzelgewächse haben mit unsern Erdäpfeln große Aehnlichkeit, bey welchen sich England, und besonders das getraidereiche Irland so wohl befinden. Sie haben auch noch andere Wurzelgewächse, welche in Europa bekannt zu

Die Cultur dieser Wurzelgewächse wurde von der Regierung besonders auch deswegen ganz auszeichnend begünstigt, weil man sie als ein vorzügliches Sicherungsmittel gegen die Nachtheile betrachtete, welche aus der Erhöhung der Getraidepreise im Handel und Wandel, und bevor das Arbeitslohn verhältnismäfsig gestiegen wäre, entstehen könnten. Man blieb aber dabey nicht stehen, sondern veranstaltete in allen Provinzen öffentliche Arbeiten, bey welchen Jedermann, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, seinen Unterhalt finden konnte, und beförderte durch beträchtliche Vorschüsse die Anlegung vieler Manufacturen, bey welchen sich Weiber, Mädchen und Kinder nach ihren Kräften und Fähigkeiten mehr oder weniger zu verdienen Gelegenheit hatten.

werden anfangen, und wovon sie eine große Menge erbauen.

Der Kunstfleiß machte um so schnellere Fortschritte, da die rohen Materialien zur Verarbeitung im Lande bleiben mußten, die Einfuhr derselben durch Fremde völlig frey war, und sowohl der inländische als ausländische Absatz der Manufacturwaaren der größten Freyheit genoß.

Endlich wurden auch in allen Urversammlungen Unterstützungs- und Wohlthätigkeitskassen errichtet, welche, wie bereits oben bemerkt worden ist, noch bis auf den heutigen Tag bestehen. Noch mehr! man errichtete beträchtliche Fonds von den Einkünften des Staats, welche den Dürftigen in den Stand setzen sollten, sich auf mancherley Art sowohl durch Theilnahme an dem Landbau als an den Manufacturarbeiten fortzuhelfen. *)

C c 2

*) Ich muß hier meine Leser an dasjenige erinnern, was ich im zwölften Kapitel über den Grundsatz

Man traf auch, verschiedene Einrichtungen zu Urbarmachung und besserer Benutzung unangebauter Ländereyen. Ich habe bereits im 15ten Kapitel, bey Gelegenheit der Ruralgesetze, darüber gesprochen, und werde auch noch in dem folgenden Kapitel, wo von den öffentlichen Staatseinkünften gehandelt wird, eins und das andere beyzubringen Gelegenheit haben. Jetzt beschliesse ich nur mit der Bemerkung, daß durch dieses Rural- und Commercialsystem Felizien nicht nur gegen allen Mangel hinlänglich gesichert ist, sondern daß es auch als eine große Kornkammer des festen Landes betrachtet wer-

der Felizier gesagt habe, nach welchem die wahre Wohlthätigkeit darin besteht, daß man die Veranlassung zu arbeiten vermehre, nicht aber vermindere. Der weise Felizier verbannt, als ein wahrer Schüler der Natur, die Faulheit, um mit derselben das Elend zu verbannen.

den kann, zu welcher alle auswärtige Völker ihre Zuflucht nehmen; dafs der Nationalreichthum und die Bevölkerung dadurch unendlich vermehrt und die Felizier zur wohlhabendsten und zahlreichsten Nation gemacht worden sind.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Staatseinkünfte und deren Verwendung. Erhebung derselben ohne irgend eine Auflage. Vortheile dieses Systems.

Die Handelsverfassung der Felizier, ihre Getraidepolizey, und der von ihnen angenommene Plan zur Begründung der öffentlichen Einkünfte machen drey zusammenhängende, aufs genaueste mit einander verbundene Anstalten aus. Sie sind ein einziges, unzertrennliches System, welches darauf abzweckt, das besondere Interesse jeder einzelnen Privatperson so wenig zu beschränken, als es ohne Boeinträchtigung des allgemeinen Besten nur immer geschehen kann; durch das innige Gefühl dieser Freyheit und den Reiz der mannichfaltigen

Vorthelle, welche sie gewährt, das Genie aufzumuntern; die Nation in der größten Energie zu erhalten, damit alle Geschäfte mit der größten Thätigkeit betrieben werden möchten; und solchergestalt den Nationalreichthum, die Bevölkerung und das öffentliche Wohlseyn im höchsten Grade zu befördern. *)

Cc 4

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß das System der Felizier über den Handel im Allgemeinen, und besonders in Ansehung des Getraidehandels bey ihrem System über die öffentlichen Einkünfte als wesentlich nothwendig vorausgesetzt wird, so daß ohne jenes auch dieses nicht bestehen könnte. Eine Nation, welche, ohne in den Geist des Ganzen einzudringen, bloß einzelne Theile desselben herausheben wollte, würde sich sehr übel berathen. Man muß sich bey einem solchen Plane ganz vorzüglich vor Widersprüchen in Acht nehmen. Man würde aber in sehr auffallende Widersprüche verwickelt werden, wenn man das Ruralsteuersystem annehmen wollte, und doch auf

Ein solches System bringt es natürlich mit sich, daß diejenigen, welche dem Staate dienen, von dem Staate auch reichlich besoldet, und daß Aufmunterung und Unterstützung aller Art gleichsam verschwendet werden. Denn, ich wiederhole es nochmals, das allgemeine Beste, oder das allgemeine Interesse, ist nichts weiter, als der Inbegriff und das Resultat von dem Wohlseyn, von dem besondern In-

der andern Seite das Getraide in so niedrigen Preissen, als nur immer möglich, zu erhalten suchte; wenn man den Wein mit Abgaben belegte, und dadurch den Preis dieses Products herabsetzte; wenn man durch Personensteuer und andere Auflagen Handel und Gewerbe erschwerte, die Consumption verminderte, und den Werth aller Waaren verringerte. Wenn man die öffentlichen Abgaben von den Ländereyen selbst, ohne die Eigenthümer derselben unmittelbar zu besteuern, erheben will, so muß alles, was den Ertrag derselben unmittelbar vermindern könnte, sorgfältig vermieden werden.

teresse jedes einzelnen Privatmanns. Ein politischer Staatskörper gleicht einem grossen Baume, zu dessen Fortgrünen und Gedeihen das kleinste Würzelchen, selbst jedes Blatt das Gehörige beyträgt. *)

Da nach diesem System die öffentlichen Ausgaben in Felizien sehr beträchtlich sind, so müssen auch die Einkünfte des Staats, von welchen sie bestritten werden sollen, verhältnissmässig gross seyn. Man hüte sich aber, wegen der ungeheu-

C c 5

*) Und warum sollten auch die Felizier mit ihren jährlichen Ausgaben aus der Staatskasse deswegen so kargen, weil die jährlichen Einkünfte, wie noch aus diesem Kapitel erhellen wird, nicht unmittelbar von den Privateinkünften der Bürger erhoben werden? Sollen sich die öffentlichen Einkünfte alljährig wieder erneuern, so müssen sie auch alljährig dem Volke aus der Staatskasse wieder zufließen.

ren Summen, die jährlich erfordert werden, ein ungünstiges Vorurtheil gegen das ganze System zu fassen: denn ausser dem Vortheil, daß diese Summen dem Bürger nicht zur Last fallen, kann man sie auch als einen gemeinschaftlichen Reichthum der Nation betrachten, auf welchen ein Jeder gerechte Ansprüche hat, und dem sie auch nach der Beschaffenheit seiner Arbeiten, und gewissermassen selbst nach Beschaffenheit seiner Bedürfnisse, mittelbar oder unmittelbar gültig gemacht werden. *)

*) Die öffentliche Staatskasse muß als eine Hauptarterie des Staatskörpers betrachtet werden. Die verschiedenen Nebenäste derselben führen das Blut in alle einzelnen Theile des Körpers, welche ohne diesen täglichen Zufluß unausbleiblich absterben müßten. Der Zufluß des Bluts und die Vertheilung desselben dürfen daher auch niemals unterbrochen werden. Daß dieß bey der Organisation des felizischen Staatskörpers ganz vor-

So groß nun aber auch die öffentlichen Einkünfte sind, welche Felizien nach seiner Verfassung bedarf, so erlaubt es dennoch eben diese Verfassung keinesweges, daß der Bürger mit irgend einer Abgabe belegt werde. Die Nationen, bey welchen dergleichen Abgaben eingeführt sind, betrachten sie immer als ein Uebel, ob sie gleich das Uebel für nothwendig halten. Aber diese vermeintliche Nothwendigkeit ist nur bey denjenigen Völkern wirklich vorhanden, deren guter Genius sie nicht davon zu befreyen wußte; die Besteuerung gleicht bey ihnen einem offenen Schaden, der wegen eines innern Uebels nie zugeheilt werden darf.

züglich, und mehr als bey irgend einer andern Nation der Fall sey, werden wir sogleich beurtheilen können.

Vor den Zeiten König Adelstans und seiner Nationalversammlung war in Feltzen das ganze Heer von Auflagen vorhanden, womit man noch heutigen Tages in Europa das bewegliche und unbewegliche Vermögen, die Personen, die Consumtionsartikel und den Handel zu belegen pflegt. Aber zum guten Glück behielt in der Nationalversammlung die Ueberzeugung von denjenigen Wahrheiten die Oberhand, auf welche sich der nachher ausgeführte Plan zur Erhebung der öffentlichen Einkünfte vorzüglich gründete.

„Vor den Thoren unsrer Hauptstadt,“ sagte Verilok, „muß jedes Faß Wein, welches hundert und funfzig Thaler werth ist, mit funfzig Thalern vergeben werden, und Ihr glaubt steif und fest, daß diese Abgabe lediglich die Consumenten treffe. Ihr setzt also voraus, daß

die Consumenten, wenn die Abgabe nicht vorhanden wäre, für dieß Fafs Wein nur hundert Thaler zahlen würden. Wenn Ihr aber diese Voraussetzung näher beleuchten wolltet, so würdet Ihr das Unrichtige derselben sehr bald entdecken: denn Ihr berechnet dabey nicht, daß der Wein, wenn er von hundert und fünfzig auf hundert Thaler herabfiel, auch häufiger consumirt werden würde, und daß diese vermehrte Consumption den niedrigen Preis desselben gar bald wieder erhöhen müßte; Ihr bemerkt ferner nicht, daß Ihr diese Weinststeuer, wenn sie aufgehoben werden sollte, nach Eurem Fiskalsystem auf die Weinberge selbst unmittelbar verlegen müßtet, und daß diese Erhöhung der Abgaben von Seiten der Weinbergsbesitzer ein neuer Grund zur Vertheuerung ihrer Producte werden würde.“

„Vergesst nicht, denn es ist eine wichtige und unwidersprechliche Wahrheit, — vergesst nicht, daß jeder Consument einen gewissen Maassstab hat, nach welchem er seine Ausgaben bestimmen muß, und daß die Verkäufer genöthigt sind, den Preis ihrer Producte nach diesem Maassstabe festzusetzen. Wollten sie das nicht thun, so würden sie weniger verkaufen, und der Ueberfluß ihrer nicht verkauften Waare würde sie bald nöthigen, die Bedingungen ihrer Consumenten anzunehmen.

„Wenn also die Consumenten in Eurer Stadt für jedes Fafs Wein, das sie mir abkaufen, funfzig Thaler für Weinsteuer entrichten müssen, so bin ich genöthigt, dieß Fafs Wein um so viel wohlfeiler zu geben. Ich muß mich also be-

gnügen, für meinen Wein nicht mehr als hundert Thaler zu bekommen, ob sie gleich hundert und fünfzig Thaler dafür bezahlen. Und da diese letzte Summe gerade so viel beträgt, als sie nach ihren Vermögensumständen bezahlen können, und es ihnen einerley seyn würde, ob sie die fünfzig Thaler mehr in die Steuer, oder wenn diese abgeschafft wäre, für mich bezahlen, so liegt es am Tage, daß ich es allein bin, der die Weinststeuer wirklich tragen muß. Nun wollen wir einmal untersuchen, ob ich nicht vielleicht überdies noch mehr verliere, und ich erbitte mir hierzu Eure verdoppelte Aufmerksamkeit. *)

*) Wenn die Consumenten den Eingangszoll entrichten müssen, so geben sie dem Verkäufer um so weniger, als sie ihm sonst würden bezahlt haben. Wenn aber der Verkäufer diese Abgabe unmittelbar selbst berichtigt, so bekümmert sich

„Man mag nun übrigens den Wein in der Hauptstadt oder in einem andern Orte verlangen, so gilt es uns Weinkolonisten und ersten Verkäufern gleich viel; der Wein kann für alle Käufer nur einen und denselben Currentpreiſs haben; denn wenn sie ihn uns abgekauft haben, so bleibt es ganz ihrer Willkühr, wozu sie ihn bestimmen wollen, anheim gestellt. Da wir nun in der Hauptstadt einen grossen Absatz machen, und die dasige Weinststeuer uns nöthigt, das Faß für hundert Thaler hinzugeben, für welches man uns, wenn keine Weinststeuer wäre, hundert und funfzig Thaler bezahlen würde, so bleibt der gewöhnliche Weinpreiſs in unsern

der Käufer nicht weiter um den Betrag derselben; er vergleicht nur den verlangten Preiſs mit seinen Vermögensumständen, um darnach zu bestimmen, ob er auch wohl kaufen könne oder nicht.

sern Kellern bey hundert Thalern, da er ausserdem um so höher steigen müßte, je theurer er in der Stadt bezahlt würde. Wir haben also nicht nur für jedes Fafs, welches wir in der Hauptstadt verkaufen, einen beträchtlichen Verlust, sondern müssen uns eben diese Einbufse für jedes Fafs gefallen lassen, das wir an andere Consumenten absetzen.

„Damit will ich jedoch keinesweges behaupten, daß die Aufhebung einer solchen Weinststeuer den Preis der Weine beym Verkauf aus der ersten Hand unmittelbar um funfzig Thaler erhöhen würde; denn man brauchte ja nicht die weggefallene Weinststeuer geradezu auf die Weinberge zu verlegen, und ausserdem könnte auch das Steigen der Weinpreise durch den vorhandenen Ueberflufs zurückgehalten

werden, den die unter solchen Umständen vermehrte Weincultur zuverlässig hervorbringen würde. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt es doch gewifs, daß die Weinkolonisten mit ihren Producten einen weit vortheilhaften Handel nach der Hauptstadt machen könnten, wenn sie auch etwas wohlfeiler verkauften, als zuvor. Eben so gewifs ist es auch, daß dieß Steigen der Weine eben so wohl bey dem Handel mit andern Gegenden, als bey dem Handel mit der Hauptstadt stattfinden würde.

„Man wird mich vielleicht fragen, aus welchen Gründen sich erwarten lasse, daß die übrigen Consumenten, welche jetzt mehr bezahlen müssen, als vorher, noch immer dieselbe Quantität kaufen würden. Ich antworte; weil sie die Erzeugnisse

der Natur oder ihre Kunstproducte nun ebenfalls theurer verkaufen werden. Denn wo volle Freyheit herrscht, findet auch im Handel unter den Preissen aller Waaren ein gewisses Gleichgewicht statt; ein Gleichgewicht, dessen man durchaus nicht entbehren kann, weil es dazu dient, den Werth der einen Waare mit dem Werthe der andern zu vergüten. *)

„Hieraus erhellet dann, dafs die leidigen Einfuhrzölle, welche man von den Consumenten zu erheben glaubt, auf die Producenten nicht nur wirklich zurückfallen, sondern ihnen auch überdieß einen beträchtlichen Schaden zuziehen, ohne dafs die öffentliche Einnahme dabey den geringsten Vorthail habe, indem sie den

Dd 2

*) Diese Wahrheit ist im vorhergehenden Kapitel hinlänglich ausgeführt worden.

Preis der Producte herabsetzen, und also den Staat eines Theils seines Reichthums berauben. Es erhellet hieraus ferner, dafs, wenn durch dergleichen Abgaben die Preise eines stark cultivirten Naturproducts verringert werden, auch mittelbar der Werth aller andern Producte fällt, und so der Territorialreichthum grossentheils vernichtet wird; dafs folglich diese Zölle der Nation zehnmal mehr Schaden bringen, als der Gewinn ist, den sie den öffentlichen Einkünften wirklich gewähren.

„Um aber die Wichtigkeit dieser Wahrheit ganz zu fühlen, mufs man bedenken, dafs eben dieselbe Ursache, welche den Preis unserer Naturproducte für den inländischen Handel vermindert, ihn gleichergestalt auch für den Handel mit den Ausländern herabsetzen werde. Denn, ich

wiederhole es nochmals, eine und dieselbe Waare hat auch für alle Käufer einen und ebendenselben Preiss. Gesetzt also auch, man hätte bloß die zur inländischen Consumption bestimmten Weine mit Abgaben belegt, so würde das schon hinreichend seyn, für die ganze Totalität dieses Products eine Herabsetzung des Preisses zu bewirken, wovon die Ausländer den Vorthail, und wir den Schaden haben würden, indess zu gleicher Zeit alle übrige Producte unsers Territoriums einen Theil ihres bisherigen Werthes verlieren müßten.“

Verilok bemühte sich nun noch zu zeigen, daß eben dieser Nachtheil von allen übrigen Abgaben zu befürchten wäre, die man in Felizien von dem Absatze und der Consumption andrer Handelsartikel

erheben könnte. Er machte seine Landesleute noch besonders auf die ungeheuren Kosten aufmerksam, welche die Erhebung dieser Abgaben der Nation verursache, und vergaß nicht, die mancherley Nebenspesen anzuführen, welche der Käufer oder Verkäufer noch nebenher bezahlen mußten; er schilderte ihnen die unaufhörlichen Kriege mit den Contrebandmachern, die Kunstgriffe der Einnnehmer, und die verschiedenen Plackereyen, wogegen der Unterthan bey dergleichen Abgaben nie ganz sicher gestellt werden kann.

Eben so einfach und eben so überzeugend waren seine Betrachtungen über Personensteuern. Er zeigte unwidersprechend, daß die Cultur durch dergleichen Abgaben, in so fern sie unmittelbar die

producirende Klasse trafen, zwiefach beeinträchtigt werde, indem sie ihr einen Theil des nöthigen baaren Verlags entzögen, und das zu Ameliorationen erforderliche Vermögen verminderten. „Wie können wir,“ sagte er, „einen Kaufmann hindern, daß er nicht den Betrag der zu seinem Handel unumgänglich nöthigen Kosten auf den Preis der Waaren schla-ge? Würde er seine Geschäfte nicht lieber geradezu liegen lassen, wenn er seine Mitbürger auf eigene Kosten mit den benötigten Waaren versehen sollte? Jede Personensteuer aber, die der Kaufmann als Kaufmann entrichten muß, ist nichts anders, als eine Vermehrung der Kosten, welche ihm die Salarirung seiner Diener, die Transportspesen und die Unterhaltung einer Niederlage verursachen. Er muß sich also wegen des auf diese Abgaben

und alle übrigen Handelsspesen verwendeten Kapitals und dessen Zinsen bey dem Verkauf seiner Waaren zu entschädigen suchen; muß also den Preis derselben nothwendig erhöhen. *)

„Aber, wird man mir antworten, diese Erhöhung der Waarenpreise, welche viele Consumenten nicht bezahlen können, muß den Absatz derselben vermindern. Ganz richtig; aber der Kaufmann wird sich auch nicht geradezu durch Erhöhung der

*) Jeder Kaufmann muß bey dem Absatz seiner Waaren nicht nur das vorgeschossne Kapital, sondern auch die Zinsen desselben wieder zu erhalten suchen. Hat er als Kaufmann hundert Thl. Abgaben zu entrichten, so muß er dafür bey dem Verkauf hundert und zehn Thl. ansetzen. Es ist also eben so gut, als ob der Staat diese hundert und zehn Thl. von den Waaren des Mannes erhöhe; und Jemand muß ihn doch dafür entschädigen.

Waarenpreise zu entschädigen suchen, sondern er wird auf wohlfeilere Preise beym Einkauf der rohen Producte und der Waaren aus der ersten Hand bedacht seyn. Eure Auflagen, womit Ihr den Kaufmann beschätzt, werden also mittelbar auf die Manufacturisten und zuletzt gänzlich auf die producirende Klasse zurückfallen; sie werden also den Nationalreichthum vermindern, indem sie nicht nur den Werth der Nationalproducte verringern, sondern auch durch den nachtheiligen Einfluß, welchen die niedrigen Preise auf die Cultur derselben haben müssen, die Masse der jährlichen Erzeugnisse vermindern.

„In Ansehung der bloßen Handarbeiter, der Tagelöhner und aller derer, welche eine Personalsteuer nur mit einem

Theil ihres Salars bezahlen können, liegt es am Tage, daß sie beschätzen nichts anders heiße, als sie in die Nothwendigkeit versetzen, ihre Handarbeit theurer zu verkaufen. Die Abgabe trifft also die, welche ihrer Arbeit bedürfen, und vertheuert also mittelbar alle Arbeiten, deren die Grundeigenthümer und alle Kolonisten benöthigt sind. Diese fühlen also einen doppelten Verlust: sie müssen alles, was sie zu ihrem persönlichen Gebrauch bedürfen, theurer bezahlen, und müssen sich zugleich eine Verminderung der Einkünfte von ihren Ländereyen gefallen lassen. *)

*) Sollte man wohl im Ernste glauben können, daß diejenigen Abgaben, womit man die arbeitende Klasse belegt, der producirenden Klasse Erleichterung gewähren? Weiß man denn nicht, daß der Künstler und Handarbeiter diese Abgaben nur mit seinem Salar bezahlen kann? und

„Diese Personalsteuern haben übrigens zwey ihnen ganz eigene schlimme Wir-

folgt hieraus nicht ganz natürlich, daß nach Verhältniß dieser Abgaben auch sein Salar oder der Arbeitslohn erhöht werden müsse? Wie kann man nur verblendet genug seyn, zu glauben, daß die Abgaben, womit man seine Person, seine Handarbeit belegt, nicht unmittelbar auf diejenigen zurückfallen müssen, welche ihn anstellen und seiner Arbeit bedürfen? Es ist in dieser Rücksicht mit dem Künstler und Handwerker eben so, wie mit Domestiken: die Auflagen auf ihre Personen sind im Grunde weiter nichts als mittelbare Auflagen auf den Herrn; immer ist es auch der Herr, welcher sie bezahlt, ohne zu verlangen, daß sie sich seine Diener anrechnen lassen. Wollte er es aber thun, so müßte er ihr Dienstlohn um so viel vermehren, als sie für ihre Person davon abgeben müssen. Man bildet sich ein, Auflagen auf Salarirte müßten den Salarirenden zur Erleichterung dienen; warum sagt man denn nicht auch, daß Auflagen auf die Pferde ihren Eigenthümern zur Erleichterung gereichen, daß Abgaben von rohen Materialien denjenigen zur Erleichterung dienen, welche die daraus zubereiteten Waaren verbrauchen, und daß

kungen: denn erstens machen sie Willkühr unvermeidlich nothwendig,

endlich Auflagen auf eine Kasse demjenigen zum Vortheil gereichen, der sie anfüllen muß?

Noch ein Wort über die Personalsteuern: Daseyn und leben heißt auch verzehren. Da aber eine Abgabe nichts anders ist als eine bestimmte Summe, welche man von einem Producte zieht, so wird es klar, daß man, ohne in den sonderbarsten Widerspruch zu verfallen, auf Daseyn und Leben, als auf ein unbedingt nöthiges Bedürfnis des thätigen Menschen, keine Abgaben legen kann; denn das hieß nichts anders als: „Du sollst nicht daseyn und leben, bevor Du nicht das Recht auf Daseyn und Leben erkaufst und bezahlt hast!“ Welche unerhörte Verletzung der menschlichen Urrechte! Man sage nicht, daß die Auflagen auf Daseyn und Leben, in Rücksicht des Salars, erhoben werden, welches sich der Contribuent verdienen kann; denn wenn er nun das Unglück hat, sich nichts zu verdienen, so muß er doch bezahlen. Es bleibt also im Grunde immer seine Person, sein Daseyn, wovon er Schatzung erlegen muß, sollte es ihm auch am Nothwendig-

und wollen oft sogar da nehmen, wo nichts zu haben ist; zweytens geben sie zu einer Schüchternheit Anlaß, welche unsern Geldreichthum fast ganz verschwinden läßt, und ihn der Circulation, wodurch er vervielfältigt werden würde, entzieht; welche die tägliche Consumption vermindert, und dadurch den Werth der Producte zum jedesmaligen Nachtheil der Cultur und der Grundeinkünfte herabsetzt. *)

sten mangeln. Für Viele sind also Personalsteuern keine Abgaben vom Ueberfluß, sondern vom nöthigsten Bedürfnis.

*) Wenn in einem Jahre ein Thaler tausendmal durch die Hände gegangen ist, so hat er der Nation für tausend Thaler gedient, denn man konnte mit demselben tausend Zahlungen von einem Thaler machen. So vervielfacht die Circulation den Vorrath an baarem Gelde, und so leidet der Debit durch die kleinste Verminderung dieser Circulation den beträchtlichsten Nachtheil, und der

In Ansehung der Ausgangszölle waren jedoch Viele anderer Meynung. Man beredete sich, daß sie bloß den Ausländer trafen, weil dieser den Betrag derselben entrichten müsse, ohne zu bedenken, daß dieser Betrag an Ausgangszöllen beym Einkauf der Producte jedesmal in Anschlag gebracht wird, und daß also die Ausländer ihren Verkäufern um so weniger bezahlen, je größer die Abgaben sind, welche sie zu entrichten haben. Verilok machte es jedoch seinen Gegnern

Werth unserer Territorialproducte wird [dadurch mittelbarer Weise herabgesetzt. Wie würde man sich nicht hüten, die Consumption auf irgend eine Art zu erschweren, wenn man auf die allmäligen und unausbleiblichen Gegenwirkungen desselben aufmerksam wäre! Man kann sich die traurigen Folgen einer verminderten Consumption kaum vorstellen, ohne von Entsetzen ergriffen zu werden; kann daher auch diese Wahrheiten nicht oft genug wiederholen.

begreiflich, daß die Ausländer nicht ge-
 zwungen werden könnten, höhere Preise
 zu bezahlen, als sie für gut befänden, und
 daß es ihnen vollkommen gleich sey,
 an wen sie das Geld beym Einkauf der
 Waaren zu bezahlen hätten; daß ferner
 der Oekonom seine Producte um so theu-
 rer verkaufe, wenn er die Ausgangszölle
 auf seine Rechnung nähme, — zum deut-
 lichen Beweis, wie diese Zölle allemal
 zuletzt ihn treffen müßten; daß durch der-
 gleichen Ausgangszölle nicht nur der Werth
 der ausführbaren Waarenproducte, wel-
 chen die ersten Verkäufer von dem Aus-
 länder empfangen, herabgesetzt werde,
 sondern daß dadurch auch der Werth, den
 diese Producte für die Nationalconsum-
 tion haben, unmittelbar fallen müsse; daß
 endlich hieraus offenbar eine ungeheure
 Verminderung im Ertrag der Ländereyen

und also auch in den Einkünften ihrer Eigenthümer und der ganzen Nation entspringen müßte.

„Wollt Ihr Euch,“ sagte er, „durch die Erfahrung von der Wahrheit überzeugen, daß die Ausfuhrzölle, welche der Ausländer entrichten muß, nicht so wohl ihn, als die inländischen Verkäufer treffen, so verdoppelt einmal diese Zölle in Ansehung unserer Weine; erhöhet die Abgabe derselben von zehn auf hundert Thaler, und Ihr werdet sogleich sehen, daß unsere Weinkolonisten, wenn sie verkaufen wollen, den Preis ihrer Producte in gleichem Verhältnisse herabsetzen müssen. Dann wird es keines fernern Beweises bedürfen, daß diese Abgaben unmittelbar auf sie zurückfallen. Die Verödung eines grossen Theils unserer Weinberge

berge wird diese leidige Wahrheit noch augenfälliger machen, ja der schnelle Ruin unserer Weinbergsbesitzer wird seine traurigen Folgen, gleich einer ansteckenden Seuche, gar bald auch auf Andere verbreiten.

Man machte noch einige Einwürfe in Ansehung des Vorthells, welchen die auf gewisse Waaren gelegten Einfuhrszölle gewährten, und glaubte im vollen Ernst, daß diese wenigstens lediglich den Ausländer träfen. Aber Verilok machte ihnen bemerkbar, daß uns der Ausländer seine Waaren nicht wohlfeiler verkaufe, als sie ihm nach dem, durch die Concurrenz anderer Nationen bestimmten Preise bezahlt würden; daß er daher zu diesem Currentpreise noch den Betrag der Eingangszölle rechne, welche er im Voraus habe bezahlen müssen, und wir also dieses Aufgeld unausbleib-

lich wieder bezahlen müßten; daß endlich auf den Fall, wo durch übergroße Eingangszölle die Einfuhr fremder Waaren gehemmt würde, ein anderer Nachtheil unvermeidlich sey, indem dadurch auch der Absatz unserer Waaren an die Ausländer gehemmt werden würde. *)

Der Vortheil, welchen die Seefischerey gewährt, veranlafte noch einige Debatten. Verschiedene Mitglieder der Versammlung wollten die Fischerey als einen steuerbaren Gegenstand betrachtet wissen, und glaubten, man könne in dem Augenblicke von den Fischern eine Abgabe erheben, wenn sie von ihrem Zuge zurückkämen, ob sie gleich wohl fühlten, daß

*) Man wird sich hier dasjenige wieder ins Gedächtniß rufen, was hiervon in dem Kapitel über den Handel bereits vorgekommen ist.

diese Abgabe jederzeit ungegründet und höchst ungerecht seyn würde, so oft die Bemühung derselben ohne allen Erfolg gewesen wäre.

Diese Debatten waren jedoch von keiner langen Dauer; zur Beylegung derselben führte Verilok folgende Punkte an. Erstens, daß die Fischerey keinesweges zur Territorialproduction gerechnet werden dürfe, indem das Meer ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Nationen sey. Zweytens, die vorgeschlagenen Abgaben würden Abgaben von Lebensmitteln seyn, folglich auf alle Consumenten zurückfallen, und daher alle Nachtheile nach sich ziehen, welche mit Auflagen auf die verarbeitende Klasse verbunden sind. Drittens, die daraus entstandene Theurung der Fische würde die inländische Con-

sumtion vermindern, und ihre Ausfuhr erschweren; ja, man würde sogar genöthigt seyn, auch die von den Ausländern eingeführten Fische mit Eingangszöllen zu belegen, woraus dann Repressalien gegen die Felizier entstehen müßten. Viertens, da alle Lebensmittel, besonders die wichtigern Artikel im Handel und Wandel nicht über den durch die Concurrenz bestimmten Marktpreis verkauft werden dürften, sey es auch nothwendig, sie mit Abgaben aller Art zu verschonen; indem es kein anderes Mittel gäbe, das nothwendige Gleichgewicht in den verschiedenen Preissen der merkantilischen Sachen zu erhalten. Fünftens, anstatt die für die felizische Marine so nützliche Seefischerey mit Abgaben zu belegen, sollte man sie vielmehr aufzumuntern suchen, um sie ergiebiger zu machen, und

die Consumption und den guten Preis der Producte dadurch zu begünstigen.

Nach diesen Betrachtungen erklärte man sich durchgehends für Veriloks Meynung, und einige Mitglieder glaubten, in Gemäfsheit derselben, folgenden doppelten Vorschlag machen zu müssen: es sollte auf alle liegenden Grundstücke, nach Verhältniß des Ertrags ihrer Producte, eine Geldabgabe gelegt werden; zweytens, man solle jährlich von allen natürlichen Erzeugnissen einen bestimmten Theil in natura und in der Form eines Zehnten erheben. Aber Verilok machte gegen beide Anträge folgende Bemerkung:

„Diese beiden Arten der Schatzung sind mit einem gemeinschaftlichen und sehr erheblichen Nachtheil verbunden; denn sie beabsichtigen eine Theilnahme an den Na-

turerzeugnissen, welche durch vorgängigen, bloß freywilligen Kostenaufwand gewonnen werden müssen, und vermindern also das Interesse, wodurch der Landwirth zu dergleichen Aufwande vermocht werden kann und muß.

„Wie? weil ich auf die Verbesserung meiner Güter mehr Geld und Arbeit verwende, weil ich sie mit mehrerer Thätigkeit und größserer Einsicht bebaue, soll ich zu größern Abgaben verbindlich gemacht, und also, statt der Belohnung, gleichsam gestraft werden? Das Geld, welches ich aufopfere, indem ich es zur Verbesserung meiner Aecker, zur Vermehrung ihrer Fruchtbarkeit verwende, gehört also nicht ausschliessend mein, denn man nimmt mir einen Theil des Nutzens, den ich davon zu erwarten hatte. Ich

bin also eben so wenig wahrer Eigenthümer meiner Talente, meiner persönlichen Fähigkeiten; denn man beraubt mich des Nutzens, den ich daraus ziehen kann, ohne irgend Jemand zu schaden. Ja ich kann mich nicht einmal ganz als Eigenthümer meiner Güter betrachten, weil ich es nicht mehr in Ansehung ihres Ertrags bin. Ich sehe also hier nichts als offenbare Verletzung des Eigenthumsrechts, welche den Landwirth muthlos machen, und somit das allgemeine Beste beeinträchtigen muß.

„Nein, diese beiden Arten von Auflagen würden den Landbau, als die Basis der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, in Verfall bringen; beide enthalten eine wahre Verletzung des persönlichen, so wohl beweglichen als unbeweglichen Eigenthums. Dieß allein muß schon hinreichend seyn,

sie beide zu verwerfen, wenn Ihr bedenkt, daß eine vollkommene Immunität zu dem Wesen dieses Eigenthums gehört, und daß sie das wichtigste und glänzendste Merkmal der Freyheit ist.“ *)

*) Wie läßt sich von einem Menschen behaupten, er sey frey, wenn er nicht Daseyn und Leben, sein Eigenthum erhalten und darüber disponiren kann, ohne vorher die Erlaubniß dazu erkaufte zu haben? In diesem Falle befinden sich aber alle diejenigen, welche von ihrer Person, von ihrem beweglichen Vermögen und von dem Ertrag ihrer Aecker Abgaben zu entrichten haben. Die Einwohner solcher Länder, wo dergleichen Auflagen eingeführt sind, werden von den Feli-ziern mit jenen bleichen, schwächlichen Menschen verglichen, welche in einem ungesunden Klima leben, ohne den nachtheiligen Einfluß desselben auf ihre Person zu ahnen. Man mag sich noch so viel Mühe geben, den Vortheil eines solchen Steuersystems zu vertheidigen, so bleibt es doch ausgemacht, daß dadurch das innere Leben des Staatskörpers, Consumption, Reproduction und Circulation geschwächt werden, und daß

Diese allgemeinen Bemerkungen machten schon einen so tiefen Eindruck auf die Versammlung, daß Verilok nicht nöthig hatte, sich über die besondern Nachtheile, welche mit einer jeden der vorgeschlagenen Auflagen verbunden waren, besonders zu verbreiten und die Weitläufigkeiten zu schildern, welche mit ihrer jährlichen Vertheilung und Einhebung jedesmal verbunden seyn müßten. Ohne ferneres Debattiren wurde also einhellig beschlossen:

1.) Daß, ohne Rücksicht auf den größern Ertrag der Güter, den der Landwirth seinen Bemühungen und dem vorgeschossenen Kostenaufwande zu verdanken habe,

E e 5

alles dieß nicht stattfinden kann, ohne den Territorialertrag, als worin der Reichthum einer Nation besteht, zu vermindern.

unmittelbar auf die Güter selbst eine jährliche Grundsteuer gelegt, und auf dreyßig nach einander folgende Jahre eben so unabänderlich, wie die Getraidepreise, festgesetzt werden solle.

2.) Dafs bey der Bestimmung dieser Grundsteuer lediglich auf die innere Güte des Bodens und auf den Currentpreis der Erzeugnisse desselben Rücksicht zu nehmen sey.

3.) Dafs, wenn der Werth der Güter, und nach demselben ihre Grundsteuer einmal festgesetzt sey, während des Laufs der dreyßig Jahre keine Abänderung damit vorgenommen werden könne, so merklich sie auch indess verbessert, und zu welcher Cultur sie auch immer benutzt werden möchten.

Es wurde jedoch zugleich verordnet, daß jede Stadt, jeder Flecken, und jedes Dorf, die für ihren Ort besonders bestimmten Abgaben, z. B. zur Unterhaltung der öffentlichen Bäder, zur Erleuchtung der Gassen, deren Reinigung und Unterhaltung, selbst aufbringen müßten, und daß diese Localausgaben durch Beyträge nach den Rauchfängen zu bestreiten wären.

Die Frist von dreyßig Jahren wurde aus dem Grunde beliebt, damit sich um so leichter die Festsetzung des Getraidepreises mit der Berechnung des allgemeinen Ertrags der Ländereyen in Verhältniß bringen lasse; denn eine solche Festsetzung des Getraidepreises mußte natürlich auf den Ertrag aller Ländereyen einen sehr merklichen Einfluss haben.*)

*) Jetzt wird man den Zusammenhang des felizischen Systems über Handel und Nationalconsum-

Bevor man sich zur Ausführung dieses Plans entschloß und die erforderlichen Kataster zu entwerfen verordnete, wollte man sich wegen der Folgen, die derselbe in Rücksicht der Einkünfte des Staats und der Grundeigenthümer haben könnte, sicher stellen. Denn auf Kosten des Privateigenthümers die Staatseinkünfte vermehren zu wollen, schien ihnen dem allgemeinen Besten eben so wohl, als der

tion mit dem angenommenen Besteuerungssystem deutlich einsehen, und sich vollkommen überzeugen können, daß diese drey Zweige der öffentlichen Verwaltung nur ein Ganzes ausmachen. Diejenigen, welche die einzelnen Theile desselben nicht zu vereinigen verstehen, müssen sich daher in ihren Speculationen unvermeidlich täuschen. Wie kann Jemand nach dem physiocratischen System alle öffentlichen Abgaben von den Ländereyen erheben, und dennoch die Vertheuerung der Territorialproducte als ein vermeyntliches Uebel zu hindern suchen? und doch ist dieser Widerspruch nichts seltenes.

strengen Gerechtigkeit, entgegen zu laufen.

Zur Erreichung dieser erwünschten Gewissheit nahm man zu einer hypothetischen Berechnung seine Zuflucht, brauchte jedoch dabey die Vorsicht, nur solche Angaben voranzusetzen, welche in der Wirklichkeit eher zu niedrig als zu hoch seyn mußten. In dieser Absicht wurden alle tragbare Getraideäcker als contribuable angenommen, und der Ertrag, den sie in andern Producten gaben, nach dem wirklichen Currentpreise berechnet, den das Getraide, welches sich auf ihnen erbauen liefs, bey einem unbeschränkten und von allen Abgaben befreyten Handelsverkehr haben mußte. Dafs man sich dabey auch selbst vor dem Schein einer zu hohen Taxe sorgfältig in Acht nahm, be-

darf wohl kaum einer besondern Erinnerung.

Man wufste, dafs das ganze Staatsgebiet wenigstens siebenundzwanzigtausend felizische Quadratmeilen ausmache, und dafs jede felizische Meile viertausend dreyhundert Morgen Landes enthalte; nahm also eine Totalsumme von Einhundert und sechszehn Millionen an. Um aber bey dieser ersten Berechnung keinen Vorwurf zu verdienen, liefs man noch vier Millionen Morgen weg, und setzte das Ganze nur auf *)

112000000 Morg.

*) Die Brüche, welche in dieser Rechnung vorkommen, haben die Felizier ganz weggelassen. Was den Gehalt des Flächenmasses und der Münze betrifft, so habe ich alles auf das Verhältnifs der französischen zurückgeführt. Unter Morgen verstehe ich also den königlichen Morgen von hundert Quadratruthen, jede Ruthe zu zwey und zwanzig französischen Fuss gerechnet; unter Malter den Pariser, zu zweyhundert und vierzig

Von dieser Summe wurde noch der zwanzigste Theil für Flüsse, Landstraßen und dergl. abgezogen, ob man gleich wufte, daß diese Deduction zu beträchtlich sey. Dieser zwanzigste Theil beträgt nun 5600000 Morg.
 Bleiben 106400000 Morg.

Von diesem Reste wurden wieder für Oedungen und unbebaute Plätze, die man als gänzlich unfruchtbar betrachten wollte, der zwanzigste Theil, also 5320000
 abgezogen
 Blieben daher noch 101080000 Morg.

Pfund, denn so viel muß ein Malter nach der im vorigen Kapitel gedachten Regel wirklich wiegen.

Hiervon nochmals ein
 Zehnthheil für solche Län-
 dereyen, welche zum Ge-
 traidebau, d. h. zum Ertrag
 des Weizen und anderer
 ihm gleich geachteter Pro-
 ducte nicht tauglich sind,
 abgerechnet 10108000 Morg.

 Rest . . 91972000 Morg.

Um hieraus ein Ganzes zu machen und
 eine runde Zahl zu erhalten, nahmen die
 Felizier eine Million neunhundert und zwey
 und siebenzigtausend Morgen zum Getrai-
 debau untauglichen Landes mehr an, als
 in obiger Angabe festgesetzt worden war,
 so daß der Betrag derselben über zwölf
 Millionen stieg. Es blieb ihnen also für
 die Berechnung des sämmtlichen Flächen-
 gehalts

gehalts ihrer Getraidefelder blofs die Summe von neunzig Millionen Morgen, welche sie in zwölf Klassen, jede Klasse zu sieben Millionen und fünfmalhunderttausend Morgen theilten. *)

Sie vergafsen indess nicht in Erwägung zu ziehen, dafs in Ansehung der grofsen Menge Ländereyen, die zwölf Klassen derselben unmöglich unter sich ganz gleich seyn könnten. Die Art, wie man die möglichen Fehler gut zu machen suchte, mußte für das Resultat des Calculs in jedem Betracht vortheilhaft seyn, und die

*) Man schätzte also diejenigen Ländereyen, welche zum Anbau des Getraides und anderer ihm gleich geachteter Producte für untauglich gehalten wurden, zu einem Achttheil sämtlicher Ländereyen. Weiter unten werden wir sehen, durch welche freywillige Verkürzungen diese Aufopferungen zum Vortheil der Speculation annoch erhöht wurden.

Leser werden sich davon sogleich selbst überzeugen können. In Gemäfsheit des Plans, den man zur Berechnung des allgemeinen jährlichen Ertrags angenommen hatte, und um diese Berechnung selbst um so einfacher und leichter zu machen, betrachtete man alle Getraideäcker als dreyartig, das heißt, man setzte voraus, daß sie das eine Jahr mit Winterfrucht, im zweyten Jahr mit Sommerfrucht bestellt und im dritten gebraacht würden; daß sie also in drey Jahren nur einen einzigen aus zwey Aernten bestehenden Ertrag gäben, wovon die zweyte nur für ein Drittheil der erstern gerechnet wurde. *)

*) Das Jahr, wo der Acker ruht, oder die Brachzeit wird hier gar nicht in Anschlag gebracht, ob sie gleich gute Landwirthe gar wohl zu benutzen wissen.

Es war eine allgemein bekannte Sache, daß ein Morgen Landes, der zu den schlechtesten Boden gerechnet werden konnte, wenigstens vier Malter Getraide liefere, indess auf einem Morgen von der besten Landesart zwölf Malter und drüber erbauet werden, ohne den Zehnten *in natura*, welcher beynahe von allen Aernten erhoben wurde, und den die Felizier nicht in Anschlag bringen wollten, um die Hauptangaben ihrer Berechnung um so mehr zu sichern. Bey diesen ausgemachten Thatsachen blieb den Feliziern nichts übrig, als in dem Verhältniß von vier zu zwölf die verschiedenen Gradationen auszumitteln, nach welchen der Anschlag ihrer Ländereyen classificirt werden müßte.

Da sie, wie ich so eben bemerkt habe, nicht zu berechnen vergaßen, daß unter

den Ländereyen der Flächeninhalt, welchen man ihnen beylegte, nicht so ganz vollkommen gleich sey, und die Vorsicht es erheischte, bey ihrem Calcul alle mögliche Uebertreibung zu vermeiden, so verdoppelten sie die drey letzten dieser zwölf Klassen und setzten sie, statt der sieben Millionen fünfhundert, mit funfzehn Millionen Morgen an, und entwarfen darnach folgende Tabelle:

Erste Klasse entrichtet von je

dem Morgen	-	-	4 Malter.
Zweyte	-	ebenfalls	4 -
Dritte	-	giebt	5 -
Vierte	-	ebenfalls	5 -
Fünfte	-	giebt	6 -
Sechste	-	ebenfalls	6 -
Siebente	-	giebt	7 -
Achte	=	=	8 =

Neunte	-	-	-	9 Malter.
Zehnte	-	-	-	10 -
Elfte	-	-	-	11 -
Zwölfte	-	-	-	12 -

Summe des Ertrags von al-
 len 12 Morgen 87 Malt. *)

Den Ansatz des Ertrags der zur elften und zwölften Klasse gehörigen Grundstücke durfte man um so weniger für übertrieben halten, da außer den Weinbergen, Wiesen und Obstgärten auch der Grund der Häuser in den Städten, Flecken und Dörfern dazu gerechnet wurde; vier Arten des Grundeigenthums, welche alljährig einen gewissen, oft sehr beträcht-

Ff 3

*) Den Zehnten ungerechnet, den sie noch besonders in natura liefern, und wodurch also, wie gedacht, die Richtigkeit des obigen Calculs noch mehr gesichert wird.

lichen Ertrag geben, anstatt dafs man bey ihnen, wie bey den Getraidefeldern, für jeden Ertrag einen Zeitraum von drey Jahren angenommen hatte. *)

*) Man darf nicht vergessen, dafs nach diesem Plane keinesweges die Gebäude, sondern nur der Grund, worauf sie stehen, für steuerbar erklärt werden, welches den bisher aufgestellten Grundsätzen nicht im mindesten entgegen ist. Die Felizier wagten für die Richtigkeit ihrer Rechnung nicht das geringste, dafs sie die Baustellen den ergiebigsten Getraideäckern gleichschätzten. Ebenso konnte man in Ansehung der Weinberge, der Wiesen und Opstplantagen annehmen, dafs eine dreyjährige Benutzung derselben den Ertrag der Getraideäcker während einer gleichen dreyjährigen Frist bey weitem übertreffen werde. Dieser Ueberschufs des Ertrags sollte aber auf jeden Fall zur Compensation für das Deficit dienen, welches in Rücksicht der für beide Klassen angenommenen Morgenzahl statthaben konnte. Die Grundangaben des felizischen Calculs hatten also alles mögliche für sich.

Die Getraidetaxe für die innere Consumption betrug 30 Livres für 1 Malter, und die Ausländer bezahlten es nicht wohlfeiler. Diese 87 Malter à 30 Liv. machen also zusammen - 2610 Livres.

Rechnet man hierzu den dritten Theil als angenommenen Betrag der Aernthe an Sommerfrüchten - - 870

So geben diese 12 Morgen in 3 Jahren einen Naturalgewinn *) von 3480 L.

Diese 3480 Livres unter die zwölf Klassen, oder

F f 4

*) Unter Naturalgewinn versteht man hier die allgemeine Einnahme, ohne vorgängigen Abzug des Verlags und Arbeitslohns. Naturalgewinn muß also immer im Gegensatz des reinen Gewinns genommen werden.

vielmehr unter die zwölf Morgen vertheilt, gewähren für jeden Morgen einen Mittelrertrag von 290 Livr. oder für jedes von den drey angenommenen Jahren einen Mittelrertrag von 96 L. auf einen Morgen. *)

Die Morgenzahl aller zu den zwölf Klassen gezogenen Grundstücke betrug aber

90,000,000

*) Hierbey erwäge man nun noch, daß für die inländische Consumtion der Malter Getraide nur auf 30 Liv. taxirt ist, so daß 1 Pf. des feinsten weißen Brodes nicht über 2 Sous 6 Den. ($8\frac{1}{3}$ Pf.) zu stehen kommen kann, indess man das etwas gröbere und nahrhaftere Brod mit 2 Sous bezahlt. Man fordert allgemein von den Bäckern für ein Pfund Mehl 1 Pfund gutes Brod, ungeachtet der persönlichen Abgaben, wodurch auf ihrer Seite das Arbeitslohn in den mehrsten Ländern erhöht wird.

Diese multiplicirt mit : : : 96

geben eine Totalsumme von 8640000000 L.

Wollte man hierzu noch den Naturalgewinn von den weggelassenen zwölf Millionen Morgen rechnen, welche man zum Getraidebau für untauglich achtete, und der wenigstens auf 60,000,000 angesetzt werden muß, so würde man eine Totalsumme von . . . 8,700,000,000 L. erhalten.

Um jedoch ganz sicher zu gehen, liefs man abermals die sieben Millionen fallen, und begnügte sich mit einer runden Hauptsumme von achttausend Millionen.

Aber auch hierbey blieb es nicht, sondern man schritt zu einer abermaligen

Verminderung; welche die Auslagen des Landwirths nöthig zu machen schienen. Denn ob er gleich in Zukunft von allen mittelbaren und unmittelbaren Personalsteuern frey war, und die Vortheile seiner Wirthschaft ganz ungetheilt genoß, so glaubte man es doch recht gut mit ihm machen zu müssen, und überliefs ihm den dritten Theil des Totalertrags als Entschädigung für seine Auslagen. *)

Also von dem Totalertrag an	8000,000,000
ein Drittheil für die Landwirthe abgezogen,	<u>2,666,000,000</u>

blieb ein jährlicher r e i n e r

Totalertrag von	5,334,000,000 L.
-----------------	------------------

*) Durch das Drittheil, welches dem Landwirthe von dem Naturalertrag überlassen bleibt, werden ihm sein Salarium und die Zinsen seiner

Hieraüs ergab sich nun, daß man mit Zuverlässigkeit wenigstens auf eine Einnahme von siebenhundert und sechzig Millionen rechnen könne, wenn die jährlichen Beyträge zu den Nationalbedürfnissen auf den siebenten Theil des reinen Ertrags der Ländereyen, nach Maafsgabe der Berechnung desselben in ihren Katastern festgesetzt würden. Da jedoch die Nation mit Schulden überhäuft war, und diejenigen, welche zahlbar waren, gern abtragen wollte, so machte man den Antrag, daß bis zu deren Tilgung, statt des siebenten, der fünfte Theil des jährlichen reinen Ertrags abgegeben werden sollte. Der Vorschlag wurde ange-

Vorschüsse gutgethan. Ob nun gleich diese Vergütung nicht zur Masse des steuerbaren Ertrags gezogen werden darf, so bleibt sie doch ein Theil der Landeserzeugnisse, wodurch der Totalertrag des Staatsgebiets erhöht wird.

nommen , und in einem Zeitraume von sieben bis acht Jahren sah sich Felizien von seiner drückenden Schuldenlast gänzlich befreyet.

Die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung , verbunden mit der Befreyung von allen Abgaben , und mit der gewissen Aussicht auf eine baldige Tilgung aller Staatsschulden , verbreitete in ganz Felizien eine unaussprechliche Freude. Diese allgemeine Zufriedenheit wurde noch ausserdem durch die augenscheinlichen und überaus beträchtlichen Vorthelle vermehrt , welche die Grundeigenthümer davon zu erwarten hatten , und die selbst auf die ganze verarbeitende Klasse einen sehr günstigen Einfluß haben mußte. Die Mitglieder dieser Klasse waren schon längst von der Wahrheit des Satzes überzeugt,

dafs die Salärirenden bereichern so viel heifse, als die Salarirten selbst reich machen, und zeigten sich daher ganz berauscht von den Annehmlichkeiten ihrer zukünftigen Lage, so wie von der vollen unbeschränkten Freyheit, welche sie nunmehr geniefsen sollten.

Eine auf die Ländereyen gelegte, und nach dem bekannten Ertrag derselben bestimmte Abgabe zeigte, dafs die Grundeigenthümer seit langer Zeit einen reinen Gewinn von höchstens zwölfhundert Millionen gehabt hatten, dahingegen ihnen das neue Steuersystem, bey einer Grundabgabe des fünften Theils von diesem Ertrage, einen Ueberschufs von vier-tausend Millionen zusicherte, und also der reine Ertrag ihrer Güter mehr als verdreyfacht wurde. Die Grundeigenthümer

betrachteten daher auch diese Operation, welche eine so beträchtliche Vermehrung ihrer Einkünfte gewährte, keinesweges als eine Abgabe von ihren Domainen.

Iudels kam dieser Gewinn denjenigen doch unbegreiflich vor, welche nicht einsahen, wie nachtheilig Consumtionsabgaben, Personalsteuern und Einschränkung der Handelsfreyheit für den Wohlstand einer Nation zu seyn pflegen, indem sie den Werth der Landesproducte vermindern, und die Betriebsamkeit des Landwirths unausbleiblich lähmen. Diese Zweifler argwohnten daher bey ihrer Unfähigkeit, sich mit diesen Mysterien vertraut zu machen, einige Fehler in den Grundangaben dieses Calculs; folgende einfache Bemerkung war jedoch zureichend, ihnen gar bald ihre Besorgnisse zu benehmen.

„Wenn wir,“ sagten die Commissa-
 rien, „siebenhundert Millionen von dem
 „Naturalertrag unserer Ländereyen abrech-
 „nen, so bleiben, ohne den von je her ent-
 „richteten Zehnten in Anschlag zu brin-
 „gen, noch achttausend Millionen. Wohl-
 „an! zu dieser ersten Aufopferung von sie-
 „benhundert Millionen wollen wir noch eine
 „zweyte von zweytausend Millionen hinzu-
 „fügen, und also annehmen, dafs sich der
 „jährliche Ertrag auf sechstausend Mil-
 „lionen belaufe. Ziehen wir nun hier-
 „von den dritten Theil für den Land-
 „wirth zur Entschädigung seiner gehabten
 „Mühe und aufgewendeten Kosten ab, so
 „bleibt uns noch ein reiner Gewinn von
 „viertausend Millionen.

„Ob man gleich die wirklichen Ein-
 „künfte unserer Grundeigenthümer nach

„Abzug aller Abgaben nur auf zwölf Mil-
 „lionen schätzt, so wollen wir doch durch
 „eine abermalige Voraussetzung anneh-
 „men, sie betrüge funfzehn Millionen: um
 „also diesen reinen Gewinn durch unser
 „System zu verdoppeln, bedarf es nur
 „dreytausend Millionen; und wir haben
 „vier tausend Millionen. Es bleibt uns
 „folglich selbst nach dieser Verdoppelung
 „der ehemaligen Einkünfte der Grundeigen-
 „thümer immer noch ein jährlicher Ue-
 „berschuß von eintausend Millionen, die
 „wir alljährlich zur Tilgung unsrer Schul-
 „den und zu andern öffentlichen Ausga-
 „ben verwenden können. Jetzt urtheile
 „ein Jeder, ob der Anblick solcher Hülfs-
 „quellen nicht Vertrauen zu dem vorge-
 „schlagenen Plan einflößen müsse.“ Je-
 der mußte nun auch in der That zuge-
 ben, daß die Besorgnisse, welchen man
 jähr-

jährlich mehr als zweytausend siebenhundert Millionen aufopferte, fernerhin ein bloßes Hirngespinnst seyn würden. *)

Nach Verhältniß der von Zeit zu Zeit erfolgten Veränderungen in den Benennungen und dem Werthe der Münzsorten, steht der Preis des Getraides in Felizien noch immer auf dreyßig Livres für den Malter; aber die Cultur dieses und anderer Producte hat sich so sehr vervollkommenet, der Reichthum der Aernten aller Art ist so sehr gestiegen, und die Handelsfreyheit erhält alle Waaren bey so guten Preissen, daß die Abgabe von dem Grundeigenthum nur auf den zehnten

*) Mit Recht kann man sagen, mehr als zweytausend siebenhundert Millionen, denn der Zehnte von dem rohen Ertrag der Ländereyen wurde hierbey gar nicht in Anschlag gebracht.

Theil des Betrags ihrer Producte angesetzt ist. Und dennoch steigt dieses Zehnthel bis auf sechshundert Millionen. Man sieht also, daß der reine Gewinn der Nation eine Totalsumme von sechstausend Millionen ausmache. Dabey sind die Grundzinsbücher so eingerichtet, daß sich niemand darüber beklagt, und man also annehmen kann, daß dieser angenommene reine Gewinn in der Wirklichkeit noch weit mehr betragen müsse. *)

*) Es bleiben also den Grundeigenthümern fünftausend vierhundert Millionen. Nimmt man nun ihren vormaligen reinen Gewinn auf funfzehnhundert Millionen an, so hat sich derselbe hierbey dennoch beynahe vervierfacht. Wenn man ihn aber auch nur hätte verdoppeln können, so blieb es immer ein der Aufmerksamkeit jedes wahren Patrioten überaus würdiger Gegenstand; ein Gegenstand, der es wohl verdiente, daß man alles Vorurtheil ablege, um sich mit der Prüfung desselben ernstlich zu beschäftigen.

Alles, was ich bisher von den öffentlichen Einkünften der Felizier gesagt habe, betrifft bloß die Einnahme aus ihrem Staatsgebiete, welche sie zugleich für unveränderlich halten. Aufser diesen sechshundert Millionen haben sie noch andere, sogenannte zufällige Einkünfte, welche sich nach der Annahme eines Mitteljahrs immer auch auf eine bestimmte Summe bringen lassen.

Diese zufälligen Einkünfte bestehen in dem hundertsten Pfennig von allem durch Seitenverwandtschaft ererbten, beweglichen und unbeweglichen Vermögen; von den Erbschaften, welche die Ausländer durch Testamente erhalten, und selbst von wirklichen Schenkungen unter Lebenden, es sey nun mit oder ohne Vorbehalt der Nutznießung, so oft der Donatarius nicht

unmittelbarer Erbe des Gebers in gerader Linie seyn würde. Sind diese Schenkungen onerirt, so macht man einen verhältnismässigen Abzug, damit der hundertste Pfennig blofs von dem wahren reinen Werthe der Sache entrichtet werde.

Diese Abgabe war schon vor der Reform der felizischen Regierung eingeführt, und man behielt sie jetzt bey, weil man in derselben keinen Widerspruch weder mit dem gemeinen Rechte der Nation, noch mit dem angenommenen Steuersystem bemerken konnte. Sie beeinträchtigt doch auch in der That weder den Landbau noch den Kunstfleifs, weder den Handel noch die innere Consumption, noch irgend etwas, das den Nationalreichthum befördern hilft.

Außerdem hat eine solche Abgabe noch den Vortheil für sich, daß sie denjenigen, welche sie entrichten müssen, nie zur Last fällt. Der Ertrag derselben ist in Felizien von großer Bedeutung, weil die liegenden Güter in sehr hohen Preisen stehen, und als eine natürliche Folge des Reichthums der Grundbesitzer, auch der Geldreichthum der Bürger zu einer ungeheuern Masse angewachsen ist. Die Amelioration des Bodens und die Vermehrung der jährlichen Aernten sind besonders durch zwey Umstände sehr begünstigt worden. Die erste Begünstigung liegt in dem Gesetze, welches allen nicht adelichen Feliziern mehr als funfzehnhundert Morgen zu besitzen verbietet. Viele Grundeigenthümer kommen dadurch in den Fall, ihren Geldvorrath nicht vortheilhafter, als zur Verbesserung ihrer

Ländereyen, anwenden zu können. Die zweyte Beförderung des Landbaues beruhete auf einer Verordnung, nach welcher die urbar gemachten und unter den Pflug gebrachten Ordnungen dreyßig Jahre hindurch von allen öffentlichen Beyträgen befreyt sind, und, wie ich im funfzehnten Kapitel bemerkt habe, noch über das bestimmte Quantum der gewöhnlichen Morgenzahl besessen werden können.

Bey Kauf, Theilungen, Tausch und andern Veräußerungen werden die Ländereyen immer nur nach dem reinen Ertrag berechnet, den sie ihren Eigenthümern gewähren, ohne das Quantum besonders anzusetzen, welches sie, als Beytrag zu den öffentlichen Einkünften, entrichten müssen. Denn da sich dieser Beytrag immer gleich bleibt, so ist er, wie alle an-

dere unveränderliche Grundzinsen, schon bey dem gangbaren Werth der Grundstücke in Anschlag gebracht.

Der neue Eigenthümer mag also das Grundstück unter irgend einem Titel erworben haben, so kann er doch diesen Beytrag keinesweges als eine seine Person treffende Auflage betrachten, denn er hat das verhältnismässige Kapital bereits abgezogen und in seinen Händen behalten, also um so weniger dafür bezahlt, als der reine Gewinn davon für ihn vermindert wird. Von allen nachfolgenden Eigenthümern des Grundstücks läßt sich ein Gleiches sagen, so, dafs man mit vollem Rechte behaupten kann, die felizische Nation habe unermessliche Einkünfte, ohne den einzelnen Bürger mit irgend einer Auflage besteuern zu dürfen. Ich über-

lasse es dem Urtheil eines jeden Lesers, ob in der ganzen Welt ein wahrhaft freyeres und wahrhaft glücklicheres Volk zu finden sey.

Ich würde indess das Glück der Felizier nur unvollkommen schildern, wenn ich meine Leser nicht zugleich auf einige Bestimmungen aufmerksam machen wollte, zu welchen bey ihnen ein Theil ihrer öffentlichen Einkünfte verwendet wird.

Diese jährliche Einnahme von sechshundert und zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen, ohne die Geldstrafen, welche in den Gerichten einkommen, und die freywilligen Beyträge, von denen ich weiter unten sprechen werde, machen für eine Nation eine ungeheure Summe aus, welche von jährlichen Schulden frey und in ihren Finanzen gegen alle Plünderun-

gen gesichert ist. Man kann also zuvörderst darauf rechnen, daß sie, ihren Grundsätzen getreu, jeden öffentlichen Beamten reichlich salariren werde.

Von diesen sechshundert und fünfundzwanzig Millionen werden jährlich fünfundachtzig Millionen zu drey verschiedenen Bestimmungen verwendet. Ein Theil davon fließt nämlich in die Armenkasse, ein anderer in die Hülfskasse. Beide Kassen werden den Lesern aus meinem eilften und zwölften Kapitel bekannt seyn. Jene erhält fünfunddreissig Millionen, der jährliche Antheil der letztern besteht in zehn Millionen. Die übrigen vierzig Millionen sind endlich drittens für außerordentliche Fälle bestimmt, welche Krieg oder Mißwachs herbeiführen dürften. Die Ordnung, wel-

che in der Verwaltung dieser verschiedenen Fonds beobachtet wird, ist folgende.

Die fünfunddreißig Millionen für die Hülfskasse, welche noch durch verschiedene andere, weiter unten vorkommende Zuflüsse vermehrt werden, müssen alljährlich, den Vorschriften des Königs gemäß, verwendet werden. Die beiden andern Summen hingegen, welche zusammen funfzig Millionen ausmachen, werden in dem öffentlichen Schatze aufbewahrt, um hier einen Rückhalt von vierhundert und siebenzig Millionen zu gewähren, wovon hundert Millionen für Krieg oder Mißwachs, und siebenzig Millionen für öffentliche Unterstützungen, und also, nach meinem zwölften Kapitel, zu unverzinslichen Vorschüssen bestimmt sind, die unaufhörlich in die Schatzkam-

mer ab- und zufließen. Bereits oben habe ich bemerkt, daß diese Unterstützungen von Zeit zu Zeit einigen Verlust herbeyführen; aber dieser Verlust wird reichlich durch die zehn Millionen ersetzt, die der Kasse alljährlich angewiesen sind. Ist also die für die Kasse bestimmte Summe vollzählig, so macht der aus der jährlichen Einnahme entspringende Ueberschuß ein Quantum ohne irgend eine Bestimmung aus, ein Quantum also, womit die Nation machen kann, was ihr beliebt.

Eben das ist der Fall bey den vierzig Millionen, welche zu außerordentlichen Ausgaben bestimmt sind; die Nation kann sie nach Belieben verwenden, so bald der bestimmte Rückhalt von vierhundert Millionen vollzählig ist. Welchen ausgebreiteten Spielraum erhält dadurch nicht der Ge-

nus Feliziens für seine Wohlthätigkeit! Welche reichhaltige Quelle öffnet sich hier nicht zur Beförderung gemeinnütziger Anstalten! Diese Quelle ist um so ergiebiger, je seltener in Felizien Krieg entsteht, je dauerhafter das Reich für Mangel an Nahrungsmitteln gesichert ist. Hier findet die Nation Mittel genug, die unzureichenden Jahrgelder zu erhöhen, deren ich im 11ten und 23sten Kapitel Erwähnung gethan habe. In denjenigen Jahren, wo die Nationalversammlung ihre Sitzungen hält, wird die Verwendung dieser Fonds unmittelbar von ihr selbst bestimmt; da es jedoch dem allgemeinen Besten nicht zuträglich seyn würde, wenn man mit dieser Verwendung lange zögern wollte, so ist das Gubernatorium in der Zwischenzeit von einer Nationalversammlung zur andern dazu berechtigt, welches da-

bey auf die verschiedenen Instructionen Rücksicht nehmen muß, womit die Provincialstände ihre Bevollmächtigten versehen haben. Das Gubernatorium kann indeß ohne Zuthun des Monarchen über diesen Gegenstand nichts beschliessen. Der Monarch selbst aber wird dabey von seinem innern Staatsrath und den vierzig Exakeonten unterstützt, welche auf ihren jährlichen Reisen in den Provinzen des Reichs von dem Zustande und den Bedürfnissen desselben auf's genaueste unterrichtet sind. Diese Exakeonten kennt man schon als Männer, welche das volle Vertrauen der Nation besitzen, und die also mit Recht, nebst dem Oberhaupte derselben, zu dergleichen Berathschlagungen gezogen werden. Sie nehmen selbst an den Sitzungen der Nationalversammlung Antheil, wenn sich diese unmittel-

bar mit der Anwendung und Vertheilung dieser Summen beschäftigt. *)

Im vorhergehenden Kapitel wurde gesagt, daß die Regierung von Felizien das Aufgeld, womit in unfruchtbaren Jahren das alte Getraide für die Nation aufgekauft wird, aus dem öffentlichen Schatze bezahle; jetzt kann man nun sehen, wie sich diese Ausgabe, die bey dem vortheilhaften Zustande der felizischen Landwirthschaft ohnedieß selten und unbeträchtlich seyn muß, sehr leicht bestreiten läßt.

Was den Krieg betrifft, so waren die bisher dazu bestimmten vier Millionen mehr als zureichend. Da es überdieß

*) Man wird sich ohne Zweifel aus dem zwölften Kap. Seite 375. erinnern, daß diese Exakeonten Mitglieder des großen königlichen Staatsraths sind.

moralisch unmöglich ist, daß ein Krieg mit Felizien von langer Dauer sey, so ist es auch moralisch unmöglich, daß ein so beträchtlicher Fond, der einen jährlichen Zufluß von vierzig Millionen hat, nicht immer denselben Vortheil gewähre. Noch mehr! wir haben so eben gesehen, daß in der Hülfskasse, welche durch einen jährlichen Zufluß von zehn Millionen unterhalten wird, ein beständiger Vorrath von siebenzig Millionen vorhanden ist, welche im Nothfall zur Bestreitung der Kriegskosten verwendet werden könnten. Man ist jedoch nie in dem Falle gewesen, zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen zu müssen.

So schätzbar indess auch für eine Nation der Besitz eines so ansehnlichen Schatzes seyn mag, so würde doch dar-

aus ein weit beträchtlicherer Nachtheil entstehen, wenn dadurch vierhundert Millionen Geld außer Umlauf gesetzt werden sollten. Die Felizier sind zu weise, als daß sie diesen Nachtheil nicht hätten voraussehen sollen; die Mittel, welche sie dagegen in Anwendung brachten, sind eben so einfach als gemeinnützig.

Diese vierhundert Millionen sind nämlich in die öffentlichen Kassen der vierzig Provinzen vertheilt, wo sie vierzig besondere Banken begründen, welche unter sich zusammenhängen, und eine einzige allgemeine Staatsbank ausmachen. Alle Effekten im Handel, so wie alle Anweisungen auf Staatseinkünfte werden hier gegen $\frac{1}{4}$ p. C. à Uso umgesetzt; auch kann man gegen sicheres Unterpfand oder Hypothek auf längere oder kürzere Zeit Darlehen zu 2 pro Cent

Cent erhalten. Indefs werden diese Darlehen doch höchstens nur auf zwey Jahr ertheilt, wo sie dann entweder zurückbezahlt, oder, wenn keine andern Schwierigkeiten dagegen eintreten, dem Schuldner auf einen neuen Termin überlassen werden. Der Gebrauch, welchen die Felizier von dem Gewinne dieser verschiedenen Operationen machen, zeugt von ihrer Weisheit und ihren Grundsätzen. Er ist nämlich ganz für die Armenkasse bestimmt, welche überdieß noch auf zwey andere Arten bereichert wird. Es fließen nämlich nicht nur alle Geldstrafen in die Kasse, sondern man läßt ihr auch alle freywilligen Beyträge zukommen, welche diejenigen erlegen, die irgend eines Ranges, irgend einer öffentlichen, zu den Urversammlungen nicht gehörigen Ehrenstelle theilhaftig werden. Die freywilligen Bey-

träge, welche die neuen Beamten in den Urversammlungen erlegen, gehören, wie man sich erinnern wird, der Armenkasse eines jeden Districtes. *)

Ueber die innere Einrichtung dieser Nationalbank selbst, will ich mich weiter nicht verbreiten; man kann sich aber denken, daß sie in allem Betracht sehr zweckmässig seyn werde. Eben so wenig werde ich etwas von der auszeichnenden Thätigkeit sagen, womit eine solche Anstalt alle Geschäfte nothwendigerweise beleben muß; jeder kann sich davon leicht selbst eine Vorstellung machen. Bloß eine Be-

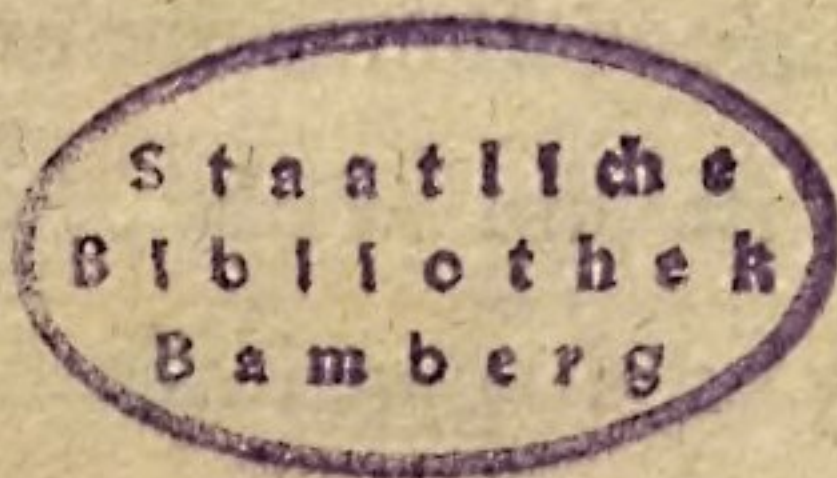
*) In allen diesen Fällen ist man zum Beytrag verbunden; aber das Quantum desselben hängt einzig und allein von der Willkühr der Geber ab, welche wohl wissen, daß ihre Beyträge öffentlich bekannt gemacht werden.

merkung sey mir schlüßlich erlaubt, und zwar die, daß die Verwendung der Staatsgelder bey der felizischen Nation auf eine bewundernswürdige Weise mit ihren übrigen Anstalten übereinstimmt, um aus ihr eine einzige, mit gleicher Gerechtigkeitsliebe beseelte, und so vollkommen vereinigte Familie zu bilden, daß das Oberhaupt und die Aeltesten dieser Familie unaufhörlich die größte Sorgfalt für die Mitglieder derselben tragen, und das Glück des Ganzen auf das Wohlseyn jedes Einzelnen gründen. Diese Absicht wird um so sicherer erreicht, je weniger die Wohlthaten, womit der Bedürftige unterstützt wird, bey ihrem Steuersystem irgend Jemandem zur Last fallen können. Drey- mal glücklich ist ein Volk, das diese Verfassung bey sich gegründet sieht; es

kann versichert seyn, daß es in eben dem Verhältniß sein Wohlseyn erhöhen werde, in welchem es die Grundsätze Feliziens annimmt und befolget.

E n d e
des zweyten Theils.

Leipzig,
gedruckt bey J. G. Büschels Widwe.



Le Mercier de la Rivière, Pierre-Paul,

Die glückliche Nation, oder Der Staat von Felizien Ein Muster der
vollkommensten Freyheit unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze

Bd.: 2

Leipzig 1794

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Pol.o.1(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712967-5
VD18 80254373-001